

Preis des Einzelheftes 50 Pf.

29.12.38!



LÄNDER VÖLKER

1.

Heft • Januar • 1937

67. Jahrgang Neue Folge

Die drei Schicksalsmeere

Kutschera: Friedloser „Stiller Ozean“

Estermann: Das Meer mit den vielen Küsten

Püllmann: Mare balticum — Europas Schicksalsmeer

Heimburg: Die Krise der Kleinen Entente — Kienzl: San Martín II

Die Brücke zum Ausland — Querschnitte — Zeitschriftenlese

Bericht über auslandkundliches Schrifttum: Der ibero-amerikanische Kulturkreis

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311

Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)
Fernruf: J 6 Bleibtreu 1548

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

67. JAHRGANG/N.F. / HEFT 1 / JANUAR 1937

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Kutschera: Friedloser „Stiller Ozean“	1
Estermann: Das Meer mit den vielen Küsten	5
Werner von Heimburg: Die Krise der Kleinen Entente	8
Püllmann: Mare balticum — Europas Schicksalsmeer	15
Janz: Die Erinnerungen des Grafen von Hutten-Czapski	19
Kienzl: San Martín, „El Capitán de los Andes“ II	22

DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND

Spanisches Konzert im „Haus der Länder“	35
---	----

QUERSCHNITTE	36
------------------------	----

ZEITSCHRIFTENLESE	44
-----------------------------	----

BÜCHERTAFEL	47
-----------------------	----

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.
Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Konrad Kutschera, Hauptschriftleiter, Berlin-Charlottenburg, Roscherstr. 6. — Walter Estermann, Schriftleiter, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Werner von Heimburg, Berlin NW 87, Brückenallee 35. — Alfred Püllmann, Königsberg i. Pr., Schriftleitung der „Preussischen Zeitung“, — Dr. Friedrich Janz, Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 152. — Florian Kienzl, Schriftsteller, Berlin-Wilmersdorf, Spessartstr. 13.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Konrad Kutschera:
Friedloser „Stiller Ozean“

In der Welt hat es in den abgelaufenen Monaten des vergangenen Jahres nicht an gefährlichen Konfliktstoffen gefehlt, und wenn es zuletzt doch nicht zu gewaltsamen Entladungen gekommen ist und die Vernunft die Überhand behalten konnte, so bereiten doch die gewitterschwangeren Wolken am weltpolitischen Horizont dem aufmerksamen Beobachter ernste Sorgen.

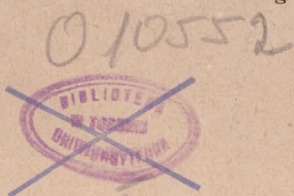
Das vierte Jahr einer durch den Nationalsozialismus geführten Regierung sieht Deutschland in einer Welt von Unfrieden, Unruhe und jener vom Sowjetimperialismus hervorgerufenen Spannungen, die auf allen Kontinenten nach jähen Entladungen drängen und sich, wie das spanische Beispiel zeigt, sehr leicht zum offenen Bürgerkrieg mit seinen verheerenden Folgen für Volk und Land verdichten können.

Der Durchbruch des nationalsozialistischen Ideengutes hat die Hoffnungen der bolschewistischen Machthaber im Kreml, sich in Deutschland ein gegen Europa gerichtetes Aufmarschgebiet zu schaffen, jäh zerstört, und es hat erst wieder langer intensivster propagandistischer und politischer Wühlarbeit der Dritten Internationale bedurft, um sich in europäischen Ländern, auf dem amerikanischen Kontinent und in der weiträumigen fernöstlichen Zone ein neues Sprungbrett zu schaffen. Die Verhältnisse dazu waren günstig.

Die heutigen außenpolitischen Konstellationen sind eine böse Folge des Versagens der in den Nachkriegsjahren von so mancher europäischen Macht erstrebten kollektiven Sicherheitsidee, die in Genf ihren augenscheinlichsten Ausdruck erhielt, aber auch durch die zwangsläufigen Entwicklungen ad absurdum geführt wurde. Ihr Zusammenbruch zwang infolgedessen auch die großen Völker, zur Sicherung ihrer nationalen Räume und der ungestörten Entwicklung ihres eigenstaatlichen Lebens die eigenen Kräfte zu sammeln.

Die Welt und ihre Wirtschaft ist wieder militant geworden und die Politisierung des Goldes, in diesem großen Zusammenhange gesehen, ist eine Folge des vor allem von Frankreich erhobenen Hegemonieanspruches in Europa, der seine Ziele nicht allein mit politischen Mitteln sondern vor allem auch auf wirtschaftlichen Wegen zu erreichen suchte.

Aber der große weltpolitische Drehpunkt hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr und mehr vom Atlantik zum Großen Ozean verschoben, und in fast ununterbrochener Kette setzte eine Entwicklung ein, die den Fernen



5869

Osten vollkommen wandelte und in ihren letzten Auswirkungen auch einmal Europa entscheidend beeinflussen wird.

Die Amerikaner waren es, deren Schiffe unter dem Admiral Perry an die bis dahin jedem Fremden fest verschlossenen Tore Japans klopfen. Bis zu dieser Stunde war Japan ein Randstaat gewesen, und durch das amerikanische Vorgehen trat die große Wende im Stillen Ozean ein, er wurde zum verbindenden Mittel des Weltverkehrs.

Amerika sicherte sich durch kühnen Handstreich Hawaii, Japan durch das Mandat über die ehemals deutschen Südseeinseln seine Stellung im Pazifik und Großbritannien lehnt sich mit Singapore und seinen hinterindischen Besitzungen an ihn, ganz abgesehen davon, daß nicht nur Australien, sondern auch das Dominion Kanada eine rein pazifisch interessierte Macht darstellen. Der festeste Stützpunkt britischer Macht am Rande des Stillen Ozeans ist Singapore, und hier in dem „Tor zum Fernen Osten“ verkörpert sich die ganze Krise dieses Teils der Welt, die in jenen Septembertagen des Jahres 1931 begann, als die Gewehre japanischer Soldaten vor Mukden losgingen und die Welt durch diesen Handstreich in Atem gesetzt wurde.

Die volle Bedeutung dieser gewichtigen Wandlungen wurde auch dem Außenstehenden erst klar, als Tokio seine asiatische Monroedoktrin proklamierte, deren Anfänge: Schaffung eines rein japanischen Nordmeeres durch Annexion der Küstenprovinz Nord-Sachalin, Gründung des Staates Mandschukuo, ihren ersten sichtbaren Ausdruck erhielt, bis sich dann dem nach Nordchina vorstoßenden japanischen Imperialismus in Singkiang russisch-britisch-chinesische Einflüsse entgegenstellten, die zu den blutigen und erbitterten Mohammedaneraufständen führten, die schon Hekatomben von Menschenopfern erforderten und noch immer nicht zu einem Stillstand gekommen sind.

Der Osten der Welt hat unter dem Druck dieser machtpolitischen Entwicklungen ein zwiespältiges Gesicht angenommen. Der zwischen Deutschland und Polen geschlossene Sicherheitspakt bot eine gegenseitige Garantie für die friedliche Entwicklung der östlichen Zone Europas. Nachdem aber die Sowjets die alten zaristischen Kraftlinien wieder aufgenommen hatten, änderte sich das Bild sehr schnell, und die sich daraus ergebenden Pakte wirkten sich als schwerste Belastung des Weltfriedens aus.

Die großen wehrpolitischen und militärischen Rüstungen, die die Sowjets mit ungeminderter Energie vorwärts treiben, die rasende Militarisierung der Fernostarmee Moskaus, die neue politische Brücke, die von Moskau bis Ankara reicht, öffnet im Nahen Osten der Sowjetpropaganda Tor und Tür. Durch die Konferenz von Montreux erhielt diese Entwicklung ihren vorläufigen Abschluß, und das Schwarze Meer ist jetzt wieder zu einem „Russischen Meere“ geworden.

Die ganzen übrigen Vorgänge in Asien und im Fernen Osten sind nichts weiter als eine Folge des immer in Moskau, Paris oder Prag so schamhaft bezeichneten Garantie-Sicherheits-Paktsystems, das, wie ja wohl auch jetzt dem

Verständnislosesten aufgegangen sein dürfte, nichts weiter bedeutet als eine in sich zusammenhängende Kriegsvorbereitung der mit Moskau paktierenden Mächte.

Aber diese neueste politische Entwicklung, die ganze Sowjetaktivität, wurde erst möglich, als Moskau, unter dem Druck der Verhältnisse gezwungen, seine „Siegfriedstellung“ im Fernen Osten aufgab und die Ostchinabahn in den Besitz Japans übergegangen war. Da mußten die Russen eine Defensivstellung beziehen, genau so wie die Angelsachsenmächte gegenüber dem vordringenden japanischen Imperialismus im Riesenraum des Pazifischen Ozeans sich auf eine Sperrpolygone zurückgezogen haben, die auf amerikanischer Seite von den Punkten: Panamakanalzone, San Diego, Aläuten, Pearl Harbour (Hawaii) begrenzt wird, während sie auf der britischen Gegenfront von Port Darwin über Manila, Hongkong und Singapore verläuft.

Im Mittelpunkt der heutigen fernöstlichen Entwicklung steht China, das Reich der Mitte; aber selten ist von seinen Leiden und Enttäuschungen die Rede gewesen, wenig hörte man von seinem durch den Marschall Chiang Kaishek, dem großen Schüler Dr. Sun Yat-Sens, durchgeführten nationalen Wiederaufbauwerk.

Auf chinesischem Boden kreuzen sich Großbritanniens weltwirtschaftliche und machtpolitische Interessen mit dem Streben der USA., hier unter allen Umständen für ihren Handel die Tür offen zu halten, und überschneiden sich mit dem Drängen japanischer Festlandspolitik und dem immer wieder vorpreschenden Bolschewismus, der auch hier wieder aktiv wurde, seit Moskau mit der autonomen Äußerer Mongolei jenen Beistandpakt von Urga schließen konnte.

Nirgends wird der aggressive Charakter des Sowjetimperialismus deutlicher als hier. Während er in Europa sich langsam vortastet, sucht er sich hier im Fernen Osten unter Einsatz aller Mittel ein Aufmarschgebiet zu schaffen, das ein Sprungbrett allererster Ordnung zum Baikalsee und bis zur Küste des Pazifik ist.

Diejenige Macht, die für die ganzen pazifischen Fragen das geringste Interesse gezeigt hat, sind die USA. Durch Rückzug von den Philippinen haben sie deutlich genug bewiesen, daß sie kaum einen Soldaten für die Aufrechterhaltung ihrer Interessen im pazifischen Raum aufs Spiel zu setzen gedenken. Man kann sich heute überhaupt nicht mehr länger des Eindrucks erwehren, als wenn man im Westen geneigt ist, stillschweigende Zugeständnisse an Tokio zu machen und schrittweise Japan die Fernosthegemonie einzuräumen.

Die beiden großen rivalisierenden Mächte im Fernen Osten sind heute Rußland und Japan, von denen sich letzteres erhebliche Sorgen darüber macht, daß das durch das „Defensive-Bündnis“ praktisch ganz unter Moskauer Einfluß gebrachte fernöstliche Aufmarschgebiet der Äußerer Mongolei zu einer Ausfallspforte der Komintern werden wird, als Anfangsstufe der Bolschewisierung von ganz Ostasien.

Das ist der hohe Einsatz in dem Spiel der beiden großen rivalisierenden asiatischen Mächte um den gelben Raum zwischen der Weite Sibiriens und den sonnigen Tropenländern, um die Rohstoffe und Bodenschätze Chinas, um seine großen Absatzmöglichkeiten und seine Millionenmassen von Konsumenten.

Seit Jahren ist die Geschichte der Anrainerstaaten des Pazifischen Ozeans eine Geschichte immer neuer aufkeimender Spannungen. Nie eigentlich, seit der Besetzung der Mandschurei und dem Eindringen Japans in Nordchina, sind diese Spannungen zum Austrag gekommen, aber sie konnten auch nicht ausgeglichen werden. Immer wieder wurde zwar in den letzten Monaten im Fernen Osten viel marschiert, aber hinterher hat sich dann doch die Möglichkeit des Kompromisses ergeben, des geschmeidigen Zurückziehens und vieler anderer Mittel undurchsichtiger und dem Europäer wohl niemals ganz begreifbarer asiatischer Diplomatie.

Darüber hinaus aber ist der Pazifik das Zentrum, von dem die Kräfte ausstrahlen, die den Gegensatz zwischen Weiß und Farbig verschärfen. Zwei große Bewegungen von ungeheurer Dynamik haben abseits von aller Tagespolitik sich durchgesetzt und überall in der farbigen Welt eine deutlich spürbare Gärung hervorgerufen: Der Panarabismus und der Aethiopianismus.

Beide große Bewegungen, oft unsichtbar, aber stets wachsam und bohrend, nicht aus der Oberfläche des täglichen politischen Geschehens kommend, sondern aus der Tiefe der Volksseele hervorquellend, haben das nationale Wollen der Millionenmassen des Islams und der schwarzen Bevölkerung verschärft und drängen auf eine grundsätzliche Entscheidung zwischen Orient und Okzident.

Der Panarabismus zieht seine besten und aktivsten Kräfte aus dem Osten, der geschichtlich gesehen an einem einzigen Tage erwacht ist, der Aethiopianismus konnte dank einer aus dem Westen kommenden, aufwühlenden Negerpropaganda vom Kap bis Kairo, vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean seine gewaltige Organisation ausbauen und die Welt der Farbigen in Bewegung setzen.

Von Marokko bis Persien, von Albanien bis zum Sudan ist eine Nationalbewegung unter den Farbigen entstanden, die die Ursache war für die Unruhen in Ägypten, die revolutionären Vorgänge in Syrien und Palästina, die damals Afghanistan zu jenem phantastischen Angriff auf Indien verleitete, die den ganzen indopazifischen Raum in Unruhe versetzt, die die Spannungen unter den 250 Millionen Menschen der mohammedanischen Welt erzeugt, die den ungeheuren Raum zwischen den Säulen des Herkules und dem weiten chinesischen Meere füllen. Als das Römische Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, herrschte im Fernen Osten ein Reich von nicht geringerer weltweiter Größe und Macht. Damals trennte die beiden Großreiche der Ozean, der heute durch die Technik seine trennende Kraft verlor.

Walter Estermann:

Das Meer mit den vielen Küsten

Seit den Zeiten der alten römischen Kaiser hat das Mittelmeer, das reichgegliedertste Meer der Welt, nicht soviel von sich reden gemacht wie im vergangenen Jahre. Zu Beginn 1936 saß die politische Welt auf dem Dreistuhl der Pythia von Delphi und orakelte über das Südostende des „azurnen Meeres“, über den Suezkanal und ließ den Rauch der Kriegsgerüchte hochsteigen. Wenige Monate später war Palästina die Wetterecke, kurz darauf lag das Problem der Dardanellen auf allen grünen Tischen und jetzt ist zwischen den Balearen und Gibraltar der rote Teufel los. So ruhig das Meer selbst ist, das kaum schwere Stürme kennt, so unruhig sind seine Anwohner. Politisch sind die sanften, singenden Sirenen des Mittelmeers viel dräuender und ungebärdiger als der Blanke Hans, der an Nordsee-Deiche frißt und Schiffe schluckt.

Es ist ein sonderbares Stück des Weltwassers, das sich zwischen Gibraltar und Port Said drängt. Seine Küsten sind gegliedert in Engen und Halbinseln, fast so verschnörkelt wie die Kunstwerke der alten Kulturen, die die Mittelmeerländer zu allen Zeiten schufen. Es gibt keine Klarheit, wie sie andere Binnenmeere oder selbst die Ozeane kennen. Der Indische Ozean ist bis zur Gegenwart britisches Hoheitsgewässer — überall an seinen Ufern sind die Seefestungen der Engländer —, der Pazifische hat sein Kräfteparallogramm, das sich trotz allem nur wenig verschiebt, und der Atlantische kennt keine Feindschaft zwischen Ost und West, zwischen Alter und Neuer Welt. Im Mittelmeer aber tummeln sich die Kriegsschiffe und die Interessen von vier Großmächten: Für Italien ist er der Lebensraum, für England der Weg nach Indien, für Frankreich die Verbindung nach Afrika und für die Sowjets der Ausfall in eisfreie Meere. Es pokern zu viele, als daß das Spiel nicht seine Mogler hätte!

So sehr gegliedert die europäische und kleinasiatische Küste des Mittelmeers ist, so unkompliziert — geradezu rätselhaft unkompliziert — sind die afrikanischen und levantinischen, am besten als die arabischen bezeichnet. Bei ihr wollen wir beginnen.

Die Araber — eine Bezeichnung, die besser religiös genommen wird, denn rassische Gemeinsamkeiten sind zwischen hochgewachsenen, hellockerfarbigen Berbern und kleinen, fast schwarzen Jemeniten oder Hadramauten kaum festzustellen, es sei denn die scharfe Hakennase — sind eines der vernachlässigten, von der hochnäsigen europäischen Welt lange Zeit übersehenen Völker. Mag sein, daß erst Lawrence und der siegreiche Kampf, den er ihnen führen half, sie wieder bekannt machte. Heute verwalten sie jedenfalls fast selbständig ein halbes Dutzend von Staaten und, man muß sagen, keineswegs schlecht.

Wer ihre Lehmhütten in Nordafrika und Zelte auf der arabischen Halbinsel sieht, wird die Nase rümpfen. Der Gedankenlose! Kann man denn ohne Steine Paläste bauen und haben die Araber nicht bewiesen — von der Alhambra in Granada bis zu den Wolkenkratzern in Südarabien —, daß sie große Architekten sind? Mancher lächelt, wenn er ihre gebrechlichen Boote mit den schmutzigen, zerrissenen Segeln sieht: Aber stammen nicht fast alle Bezeichnungen der Nautik und der höheren Mathematik aus dem Arabischen — von Admiral bis Algebra? Über den Geruch, den der Beduine haben soll, kann auch nur ein Volk lachen, das — wie die Engländer — sich den Luxus (der sich lange mit gesteigertem Ansehen bezahlt machte) leisten kann, grundsätzlich nur mit Gummibadewanne Reisen zu unternehmen. Die Völker mit Massenauswanderung — wie augenblicklich die Italiener — kennen diesen übersteigerten Stolz nicht, denn wo kein Wasser ist, kann man sich nicht waschen. Ja, der Verfasser selbst, sonst sehr auf Körperpflege bedacht, ging in Afrika mit dem Waschwasser sehr sparsam um, teils weil es sehr kostbar war, teils weil er befürchtete, daß er von dieser Tunke aus den Wüstenwasserlöchern noch schmutziger werden könnte als vorher. Wahrscheinlich roch er dann auch wie ein Araber.

Dies alles schreiben wir nicht von ungefähr, sondern um davor zu warnen, etwa das Erwachen des Islam (das uns Deutsche übrigens nur freuen kann) auf die leichte Schulter zu nehmen. Das Stichwort „Islam“ allein verdient schon aufgegriffen zu werden: Welche Religion der Welt hat noch die Kraft, ihre Gläubigen über ein Drittel des Erdkreises, von Marokko bis zu den Philippinen, in einem geschlossenen Block zusammenzuhalten?

Welche hat so gute Missionare, wie der Islam, für den jeder Kameltreiber unter den Ungläubigen wirbt?

Welche vor allem hat so schlagkräftige Argumente wie der Mohammedanismus, der nicht Keuschheit predigt und Unkeuschheit treibt — wie so viele andere Missionare —, sondern im siebenten Paradiese für jeden Wüstling (kommt in diesem Falle von Wüste) ein Schock Mädchen von erster Filmstarklasse bereithält?

Kein Wunder, daß das Arabertum im letzten Jahre ein gewaltiges Stück vorwärts kam. Von Spanisch-Marokko aus helfen die Berber geradezu in Nibelungentreue ihren Offizieren gegen die rote Unfreiheit, die ihnen, den stolzen, freiheitsliebenden Bergbewohnern wesensfremd ist. In Französisch-Nordafrika wird die Unbotmäßigkeit immer größer, seit in der Pariser Kammer das Stichwort von der Selbstverwaltung fiel. Es genügt eine kleine Frechheit der von der französischen Regierung verhätschelten Juden — bei denen die Araber schwer verschuldet sind — und der ganze Atlas brennt, viel ärger noch als zu Zeiten Abd el Krims: von Fez bis Tunis. Die jungen Ägypter, die im letzten Jahre immer wieder durch die Straßen Kairos zogen, haben es

durchgesetzt, daß die englischen Truppen auf ägyptischem Kulturboden nichts mehr zu suchen haben, sondern in der Wüste kampieren müssen, daß Ägypten im Sudan mitverwaltet und im Völkerbund Sitz und Stimme erhält. Sollen die Engländer ihre Hand auf den Suezkanal halten, sagen die Alten in Kairo — die Jungen wollen nicht einmal das —, wenn nur die Kanalgebühren in unsere Taschen fließen! In Palästina haben die Araber den Streik abgestoppt, das ist richtig. Aber doch wohl nur, weil ihnen der Magen knurrte und sie ganz gerne noch ein paar Jahre zusehen wollen, daß die jüdischen Immigranten Geld und Technik ins Land bringen. Wem die schönen Fabriken einmal gehören werden, ist ja für keinen Angehörigen eines Volkes zweifelhaft, das vor mehr als tausend Jahren seine Blütezeit erlebte und ruhig tausend Jahre auf seine nächste warten kann. In Syrien schließlich, um die Rundreise zu beenden, hat Frankreich das Heer seiner Beamten zurückgezogen und die Bataillone seiner Kolonialarmee belassen. Sollen sie doch! Denn die Türken greifen ohnehin schon nach Alexandrette und da tut französischer Schutz ganz gut!

Nur ein Volk außer uns Deutschen — wir stehen beim Weltarabertum zuhächst im Kurs! — hat es verstanden, die Moslim nicht zu verärgern, sondern ihre Sympathien in ungewöhnlichem Maße zu erwerben, die Italiener! In Addis Abeba sitzt als Vizekönig der Marschall Graziani, von den Arabern „el scheitan“, der Teufel, genannt, aber in einem Sinne, wie wir einen etwa als „Kerl“ bezeichnen. Das soll heißen, Mussolinis Statthalter, ja, der kann alles. Graziani hat in Libyen Kamelurin getrunken, wie das Araber bei äußerstem Durst auch machen, Graziani läßt in allen Städten Abessinien's Moscheen bauen, Graziani macht aus Harrar eine heilige Stadt — wie Mekka, Kufra oder Kairwan —, Graziani kann den Koran auswendig, Graziani schätzt die Araber haushoch über den Negern, die ewig kichern, so wie der Araber ständig über einen scharfen, oft bösen Witz verfügt. Sobald die Italiener während ihres Feldzuges in die mohammedanischen Galla- und Somali-Gegenden kamen, ging der Vormarsch ebenso schnell, wie er im koptischen Tigré langsam war. Denn der Islam hat vom weltlichen Rom ebensowenig zu fürchten, wie er vor dem geistlichen Angst hat. Deshalb ist der Wafd in Ägypten, die Rebellen von Palästina und die neuen Machthaber im Irak große Freunde Italiens, so wie sie erbitterte Feinde Englands waren — besonders im letzten Jahr.

Es bedarf keines anderen Beweises für die politische Aufgeklärtheit der mohammedanische Welt, daß sie den Streit um das Mittelmeer, den England mit Italien ausfocht, für sich ausnützte. Auch jetzt gehen Tausende von Französisch-Marokkanern über die Grenze nach Spanien, nur weil sie wissen, daß die alten Kolonialmächte Francos Erfolge mit scheelen Augen sehen. Worüber sich Frankreich und England ärgern, darüber freuen sich die Araber, kein Wunder, daß es ihnen einen Heidenspaß machte, als sie die gewaltige „Home-flet“ vor Alexandrien und Haifa, Malta und Zypern abziehen sahen, die riesigen Stahlkolosse, die — mit arabischen Augen ge-

sehen — offensichtlich vor den paar hundert Stück winziger Gleitboote — die Mussolini schnell hatte bauen lassen — und den paar Dutzend U-Booten Angst hatten. Und wenn sich auch jetzt London und Rom versöhnen, so werden die Araber doch auch weiter den Rundfunksender Bari einstellen, der in arabischer Sprache so schöne Dinge über Unabhängigkeit und Freiheit und Gemeinsamkeit der Mittelmeervölker zu erzählen weiß . . .

Eine einzige Schlappe hat Italien im letzten Jahr erlitten und die trägt es nicht allein, sondern eigentlich die ganze Kulturwelt: Die praktisch freie Durchfahrt für Sowjet-Schiffe durch die Dardanellen, das Ergebnis von Montreux. Die Verheerung, die dieses Einlassen des plumpen russischen Bären in das so kompliziert verschnörkelte Mittelmeer angerichtet hat, ist jetzt erkennbar. Zwischen Odessa und Barcelona, die dadurch zu Meeresnachbarn geworden sind, besteht ein Pendelverkehr. Vollbeladene rote Schiffe mit Menschen und Material tanzen dem faschistischen Italien vor der sizilianischen Nase herum — eine viel unerträglichere Provokation, als die Flottenmanöver des „Hood“ und des „Nelson“ vor einem Jahre. Mit Gentleman kann man zusammen aus einem Eimer Wasser trinken, mit T o w a r i s c h niemals. Das Mittelmeer hat nur für einen Platz — entweder für den Faschismus oder für den Bolschewismus, ebenso wie Nord- und Mitteleuropas Sonne nur für Nationalsozialisten oder Bolschewisten scheint. Der Familienstreit um das Mittelmeer zwischen Rom und London verblaßt davor. Mit Moskau fällt die Entscheidung unserer Tage . . .

Werner von Heimbург:

Die Krise der Kleinen Entente

Es ist selbstverständlich, daß die Umwälzung im europäischen Kräfteverhältnis nicht ohne Wirkung auf den Südosten bleiben konnte. Solange Deutschland machtloses Objekt der französischen Politik war, solange Rußland sich in schweren inneren Krämpfen wand, unfähig zu irgendeiner Kraftentfaltung nach außen, mußten alle Nutznießer des Versailler Vertrages nach Paris blicken. Sie hätten es auch getan, wenn ihre besonderen Interessen mit denen Frankreichs nicht unbedingt in Einklang gestanden hätten. Die Ablehnung jeglicher Revision, die aus dem schlechten Gewissen geborne Angst vor der Vergeltung der Besiegten und Beraubten machten die Anlehnung an Frankreich zu einer Notwendigkeit. Dazu kam, daß Frankreich der einzige Staat war, der den neugeborenen oder neugestalteten Ländern die für den Aufbau erforderlichen Kapitalien zur Verfügung stellen konnte. Als sich die drei Staaten zur Kleinen Entente zusammenschlossen, war Frankreich der unbestrittene Protektor. England blieb uninteressiert, und Italien stand lange Zeit abseits als grollender, aber hoffnungsloser Konkurrent.

Den ersten Stoß erhielt das französische System im Donaauraum durch die Aktivierung der italienischen Expansionspolitik. Das Bündnis zwischen Rom und Budapest hatte zunächst die Folge, daß sich die Kleine Entente noch enger an Frankreich anlehnte, von dem sie nicht nur Schutz gegen Deutschland und Ungarn, sondern auch gegen Sowjetrußland und Italien erwartete. Dabei traten die ersten Meinungsverschiedenheiten zutage. Einigkeit herrschte nur bezüglich Ungarns. Im übrigen erwartete Jugoslawien von dem französischen Bundesgenossen Unterstützung gegen den römischen Imperialismus, die Tschechoslowakei gegen die Umklammerung durch Deutschland, Rumänien gegen die ständig wachsende Gefahr einer Überflutung der niemals anerkannten Dnjestr-Grenze durch die Truppen der Sowjetunion. Solange diese vielseitigen Wünsche in das europäische System der Franzosen hineinpaßten, trübten sie die alte Freundschaft nicht. Im Gegenteil, die gegenseitige Abhängigkeit wurde eher größer.

Das wurde anders, als in der Regierungszeit Laval's die ersten Fäden von Paris nach Rom gesponnen wurden. Eine Zeitlang überschattete das französische Bedürfnis nach einer freundschaftlichen Verbindung mit Italien die Beziehungen zu Jugoslawien. Der französische Außenminister Barthou fand bei seiner Reise nach Belgrad eine recht kühle Aufnahme. Da gleichzeitig die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland durch die österreichischen Ereignisse des Jahres 1934 einer ernsten Belastung ausgesetzt waren, konnte man einen Stimmungsumschwung zugunsten Deutschlands feststellen, durch den sich die Jugoslawen von ihren tschechischen Bundesgenossen zum erstenmal entfernten.

Die Tschechen hielten nicht nur an dem französischen Bündnis fest, sondern sie folgten auch dem Pariser Beispiel, indem sie einen Freundschaftsvertrag mit Sowjetrußland abschlossen. Die Angst vor Deutschland war auch dafür wieder das allein maßgebende Motiv. Jugoslawien lehnte aus inneren Gründen die Aufnahme freundschaftlicher Beziehungen zur Sowjetunion nach wie vor ab. Als schließlich die Gefahr einer Restauration der Habsburger in Wien akut wurde, und die Tschechen im Gegensatz zu ihrer bisherigen Haltung — wiederum aus Abneigung gegen Deutschland — den legitimistischen Treibereien keinen ernsthaften Widerstand mehr entgegensetzten, wurden die Beziehungen zwischen Belgrad und Prag so kühl, daß von einem Bündnisverhältnis kaum noch gesprochen werden konnte.

In Rumänien vollzog sich inzwischen eine Revolution der Geister. Viele Jahre hindurch hatte der Außenminister Titulescu, eine der seltsamsten Erscheinungen der Nachkriegszeit, eine Rolle gespielt, die weit über den Rahmen seiner amtlichen Stellung hinausging. Französischer als die Franzosen, förderte er eifrig die Einflußnahme Sowjetrußlands auf die europäische Politik. Er war bereit, die Kleine Entente rückhaltlos in das französisch-bolschewistische Bündnisssystem einzuschalten, ohne sich nur einen Augenblick zu überlegen, daß es im Ernstfalle den sicheren Untergang des

rumänischen Staates bedeuten mußte. Gedeckt durch den Quai d'Orsay wagte es Titulescu, über den Kopf der verbündeten Staaten hinweg deren Politik durch offizielle Erklärungen für Rußland und gegen Deutschland festzulegen. In Prag war man ihm dafür wohl dankbar, aber der jugoslawische Ministerpräsident Stojadinowitsch brach schließlich den Verkehr mit ihm ab. Schließlich wurde es auch der öffentlichen Meinung in Rumänien zu bunt. Der König erkannte rechtzeitig die Gefahr und ließ den verhängnisvollen Ratgeber fallen. Seither sind die Beziehungen zwischen Bukarest und Belgrad wieder sehr eng und herzlich geworden.

Die Krise in den Beziehungen der Kleinen Entente zu Frankreich und der Staaten der Kleinen Entente untereinander wurde verschärft durch die Verschiebung des militärischen Druckes infolge der deutschen Aufrüstung, des Einmarsches in das Rheinland und der Befestigung der westlichen Reichsgrenze. Dem schlichtesten Bauern der Donaufürstentümer leuchtete es ein, daß die französische Armee gar nicht mehr in der Lage ist, den kleinen Bundesgenossen im Südosten wirksame militärische Hilfe zu bringen. Die Franzosen selbst haben dafür gesorgt, daß sich diese Erkenntnis schnell und gründlich durchsetzte, indem sie nach dem 7. März 1936 öffentlich verkündeten, sie könnten es niemals dulden, in ihren Grenzen eingesperrt zu werden und würden sich deshalb nicht mit der Anlage von Befestigungen an der deutschen Westgrenze abfinden. Nun sie es doch getan haben, weiß jeder Bescheid.

Die Folgerungen, die jeder einzelne Staat aus dieser neuen Lage zog, waren verschieden. Die Tschechen warfen sich Moskau in die Arme, suchten in der roten Armee einen Ersatz für die verlorengegangene französische Waffenhilfe. Noch heute glaubt die tschechische Regierung, daß dies die einzig mögliche Politik sei, daß es ihr gelungen sei, mit Hilfe des russischen Bündnisses und verdoppelter Anstrengungen auf dem Gebiet der eigenen Rüstungen ihren Staat gegen die Gefahr einer deutschen Invasion zu schützen. Daß sie selbst dabei Gefahr läuft, vom Bolschewismus verschlungen zu werden, gibt sie nicht zu. Wenn man ihr aber vorhält, daß sie schon der geographischen Lage des Landes wegen selbst mit Hilfe russischer Flugzeuggeschwader niemals imstande sein würde, als Bundesgenosse der Sowjetunion in einem Kriege auf deren Seite die Existenz der Tschechoslowakei zu sichern, so hört man die verblüffende Antwort, daß ja auch Belgien und Serbien während des Weltkrieges von feindlichen Armeen besetzt worden und dennoch bei Friedensschluß frei und gestärkt wiedererstandenen seien.

Kein Wunder, daß weder die Rumänen noch die Jugoslawen solchen Argumenten zu folgen vermögen. Wenn sie dennoch an dem Bündnis mit Prag festhalten und jede Gelegenheit benutzen, die Solidarität der Kleinen Entente nach außen hin zu betonen, so geschieht das in der Hauptsache aus dem Grunde, weil bisher niemand einen Ersatz für den brüchig gewordenen Staatenblock zu finden vermag. Die Rumänen fühlen sich Sowjetrußland gegen-

über machtlos. Ihre Armee ist zwar zahlenmäßig nicht unbedeutend, aber die Qualität und Ausrüstung lassen sehr zu wünschen übrig. Auch fehlt es an Befestigungen oder natürlichen Hindernissen, die den Widerstand gegen eine Sowjetarmee erleichtern würden. Wo aber wäre der Bundesgenosse, der heute Rumänien gegen einen Angriff vom Osten zur Hilfe kommen würde? Deutschland und Italien sind zwar entschiedene Gegner jeder bolschewistischen Expansion. Aber sie sind weit, und außerdem mit den gefährlichen Ungarn verbündet, die sich mit der Annexion Siebenbürgens noch immer nicht abgefunden haben.

So hält man sich denn allen Bedenken zum Trotz weiterhin an der Seite Frankreichs und der Tschechoslowakei in der Hoffnung, daß die Freunde Moskaus den gefährlichen Nachbarn im Osten bei guter Laune halten werden. Wenn auch die Erkenntnis der bolschewistischen Gefahr — oder für Rumänien zutreffender: der Invasionsgefahr Roter Armeen — mehr und mehr durchdringt, es fällt dem Besucher Rumäniens doch auf, daß man ganz allgemein Ungarn für den gefährlicheren Nachbarn hält. Daher ist das Bestreben der rumänischen Außenpolitik ständig darauf gerichtet, sowohl in Rom als auch in Berlin Garantien für eine Nichtunterstützung der ungarischen Irredenta zu erhalten. Man kann sich vorstellen, wie gerade in Rumänien die Erklärung Mussolinis über die Berechtigung der ungarischen Revisionswünsche gewirkt hat. Die enge Verbundenheit zwischen Rom und Budapest wird in Rumänien als die ernsteste Drohung für den Bestand des Staates angesehen. Alles tritt daher zurück hinter dem Bedürfnis, eine Deckung gegen diese Gefahr zu finden.

Geradezu ausschlaggebend ist die italienische Adria- und Donaupolitik für die Haltung Jugoslawiens gewesen. Der historische Gegensatz zwischen Südslaven und Italienern blieb auch nach dem Friedensschluß lebendig. Die Kämpfe um Fiume, die Besetzung Zaras, die italienische Politik in Albanien, die militärische Einkreisung durch die italienischen Abkommen mit Österreich und Ungarn hatten nicht nur eine tiefgehende Abneigung erzeugt, die sich zuweilen zu fanatischem Haß steigerte, sondern auch ein Gefühl unentwegter Bedrohung. Jedem Jugoslawen war es ein selbstverständlicher Glaubenssatz geworden, daß Italien nur auf eine geeignete Gelegenheit warte, um sich der Adriaküste zu bemächtigen und das junge jugoslawische Reich von der See abzuschneiden. In der ersten Zeit der faschistischen Herrschaft ist in der Tat nichts geschehen, um die Besorgnisse der Jugoslawen zu zerstreuen, und es war nur selbstverständlich, daß die Belgrader Regierung die militärische Sicherung durch Bündnisse mit den jeweiligen Gegnern Italiens als oberstes Gesetz ihrer Politik empfand. Das ist bis heute noch nicht anders geworden und selbst die weitgehenden Friedensangebote Mussolinis, der kürzlich erfolgte Abschluß eines für Jugoslawien vorteilhaften Handelsvertrages mit Italien und die jüngste Mailänder Rede des Duce haben das Mißtrauen in Jugoslawien nicht zu beseitigen vermocht.

Deutlich erkennbar ist die Absicht des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch, durch Lavierien zwischen England und Italien die Entwicklung der Dinge im östlichen Mittelmeerraum abzuwarten. Da Jugoslawien befürchten muß, in Konflikte der Großmächte mit hineingezogen zu werden, an denen es nicht unmittelbar interessiert ist, will es sich wenigstens die Möglichkeit offen halten, zur gegebenen Zeit für den Stärkeren zu optieren. Niemand aber vermag heute zu sagen, wer der Stärkere ist. In ganz ähnlicher Lage befindet sich auch Rumänien, und daraus erklärt sich die oft schwer verständliche, ständig schwankende Haltung der beiden Staaten. Sie fühlen sich zu schwach, um eine selbständige Politik mit klarer Zielsetzung zu führen. Mit dem Vertrauen in die eigene Stärke fehlt ihnen zugleich auch der Überblick über die Entwicklungen der großen Politik. Von Zweifeln hin- und hergetrieben, von einem stets lebendigen Mißtrauen erfüllt, das den Balkanvölkern zur zweiten Natur geworden ist, halten sie sich am liebsten im stillen Winkel. Alle Großmächte, Frankreich eingeschlossen, haben an Ansehen und Vertrauen bei den Donaustaaten erheblich verloren.

Eine weitere Folge ist das etwas krampfhaft Bemühen, sich untereinander oder mit anderen Mittelstaaten in ähnlicher Lage zusammenzutun. Der tschechoslowakische Ministerpräsident Hodza hat einmal sogar den fanatischen Gedanken gehabt, die Donau- und Balkanstaaten mit den baltischen Randstaaten, Finnland und Skandinavien zu einem Staatenblock zusammenzuschweißen. Damals mußte er wegen der tschechisch-polnischen Gegensätze auf die Mitwirkung Polens verzichten; aber der Grundgedanke seines seltsamen Planes war doch die Festlegung einer politischen Achse vom Nordkap bis nach Syrien!

Die politische Verwirrung in den Staaten der Kleinen Entente wird vollständig durch die inneren Krisen. Am bekanntesten sind in Deutschland die Kämpfe um die Lösung des Nationalitätenproblems in der Tschechoslowakei. 3½ Millionen Sudetendeutsche sind von rund 7 Millionen Tschechen in die Rolle von Staatsbürgern zweiter Klasse herabgedrückt worden. Durch das Staatsverteidigungsgesetz wurde den tschechischen Militärbehörden eine fast unumschränkte Vollmacht zur Entrechtung und Enteignung der Deutschen in den Grenzgebieten ausgestellt. Auch wirtschaftlich wurde das Deutschtum in Böhmen von allen Vorteilen staatlicher Ankurbelungsmaßnahmen grundsätzlich ausgeschlossen. **Das Elend und die Bedrückung der Deutschen in der Tschechoslowakei und damit leider auch ihre politische und wirtschaftliche Schwächung haben heute einen Grad erreicht, der eine normale Entwicklung fast unmöglich macht und zu einer schnellen Entscheidung drängt.**

Aber auch in der Slowakei greift die Abneigung gegen den tschechischen Zentralismus um sich, und wenn es auch verfehlt wäre, die Sprache des im Auslande lebenden slowakischen Volksrates als den Ausdruck der allgemeinen Volksmeinung in der Slowakei anzunehmen, so ist doch eine Gärung erkennbar. Auch in den karpato-russischen Gebieten ist eine autonomistische, wenn

nicht separatistische Bewegung in Gang gekommen. Die Regierung steht dem Nationalitätenproblem ziemlich hilflos gegenüber. Sie kann sich zu einer föderalistischen Lösung bisher nicht entschließen, aus Furcht, daß sie mit einem Auseinanderfallen des Staates gleichbedeutend sein würde. Andererseits reichen die Kräfte zur Durchführung eines strengen Zentralismus nicht aus. Haben doch die Tschechen nicht einmal die Mehrheit im Staate, und sie sind außerdem in Parteien gespalten. Die Zukunft des tschechoslowakischen Staates ist völlig ungewiß.

Auch über Rumänien ziehen sich dunkle Wolken zusammen. Die finanzielle und wirtschaftliche Lage des rumänischen Staates ist trotz des Reichtums des Landes an Bodenprodukten und trotz seiner aktiven Handelsbilanz äußerst gespannt. Die bisherige Finanzpolitik kann nicht fortgesetzt werden. Der Staat ist dermaßen verschuldet, daß nicht nur der Schulden- und Amortisationsdienst eingestellt werden mußte, sondern auch die inneren Verbindlichkeiten, darunter sogar die Gehälter der Beamten, nicht mehr regelmäßig gezahlt werden konnten. Schuld daran ist die widerstandslose Auslieferung der rumänischen Wirtschaft an das französische Finanzkapital. Nur ganz allmählich dringt die Erkenntnis durch, daß es für Rumänien darauf ankommt, Absatzmärkte für seine Erzeugnisse zu finden, und nach deutschem Muster das Kapital in den Dienst der produktiven Wirtschaft und des Außenhandels zu stellen. Die Entwicklung wird gehemmt durch ein System geschäftlicher Beteiligungen, das wir in Deutschland mit dem häßlichen Namen Korruption zu bezeichnen pflegen. Es gibt kaum noch Geschäfte in Rumänien, die nicht „hinten herum“ gemacht werden.

Auch innerpolitisch ist das Fundament der bisherigen Regierungspolitik ins Wanken geraten. Die Liberalen haben zwar in der Kammer eine Mehrheit, aber mit dem Abschwanken des früheren Ministerpräsidenten Vaida Vojvod von der Nationalen Bauernpartei zur Rechten hat die nationalistisch-antisemitische Volksbewegung einen außerordentlichen Auftrieb erhalten. Vaida gilt heute als der kommende Mann, und man streitet eigentlich nur noch darüber, wann er vom König mit der Regierungsbildung beauftragt werden wird. Neben ihm sehen wir nicht nur den alten Cuza, der trotz seiner 80 Jahre noch immer der anerkannte Führer des Antisemitismus in Rumänien ist, sondern auch Goga, einen ausgesprochenen Freund des deutschen Nationalsozialismus. Mehr als 100 000 Anhänger jubelten ihm noch kürzlich zu, als er in einer öffentlichen Massenversammlung von dem Kampf gegen den Bolschewismus an der Seite Deutschlands sprach. Noch ist die Zeit nicht gekommen, das Ruder der Staatspolitik herumzuwerfen. Noch sind die Bindungen zu stark, die Rumänien mit den Bundesgenossen und Beschützern der Nachkriegszeit verknüpfen, noch ist auch die innere Stimmung für einen so radikalen Umschwung, wie ihn Goga wünscht, nicht reif. Die Gegenwirkung der Linken, und zwar von der Seite der nationalen Bauern als auch der Kommunisten, ist nicht leicht zu nehmen. Es ist ein Glück für Rumänien, daß es in der Person des Königs ein unabhängiges Zentrum politischer Willensbildung besitzt. Von dem König wird es

abhängen, ob Rumänien in den entscheidenden Augenblicken seiner Zukunft den richtigen Entschluß fassen wird.

Auch die Innenpolitik Jugoslawiens ist durch eine Reihe unsicherer Faktoren sehr belastet. Ähnlich wie in der Tschechoslowakei ist das Nationalitätenproblem ungelöst geblieben. Namentlich die Kroaten haben sich mit dem Zentralismus serbischer Prägung keineswegs abgefunden. Die Frage ist, ob sie, wie es Macek öffentlich predigt, nur einer Autonomie im Rahmen des jugoslavischen Staates, etwa nach dem Muster der alten bundesstaatlichen Verfassung des Reiches, zustreben, oder ob sie die völlige Lösung aus dem jugoslavischen Staatsverbande für das letzte Ziel ihrer Politik halten. Wahrscheinlich werden sie sich darüber nicht einig sein. Auch in dieser Frage werden die äußeren Verhältnisse stärker sein als vorgefaßte Meinungen. So sehr die Altserben an der demokratischen Staatsform festhalten und ihre Regierung zur Auflockerung des bisherigen Systems autoritärer Regierung drängen, so wenig sind sie geneigt, den autonomistischen Bestrebungen der Kroaten entgegenzukommen.

Ministerpräsident Stojadinowitsch hat sich als ein unabhängiger und ungewöhnlich selbständiger Staatsmann erwiesen, und es ist ihm zuzufrauen, daß er auch das kroatische Problem einer Kompromißlösung zuführen wird. Die Aufgabe wird ihm erleichtert werden, wenn Italien und Ungarn die Unterstützung des kroatischen Separatismus aufgeben. Fast scheint es so, als ob unter dem Einfluß der deutsch-italienischen Verständigung über die Donauraumfrage ein Wandel in dieser Beziehung sowohl in Budapest als auch in Rom erreicht werden könnte. Das würde für die Konsolidierung des jugoslavischen Staates von ausschlaggebender Bedeutung sein. Schon haben die ungarischen Minderheiten in Jugoslawien der Regierung Stojadinowitsch ihre Unterstützung zugesagt. Da auch die Slowenen und die bosnischen Mohammedaner auf der Seite der Regierung stehen, sind ihre Aussichten auf Erfolg in der Minderheitenpolitik nicht gering. Bringt aber Stojadinowitsch eine Regelung auf diesem schwierigsten Gebiete zustande, so kann er ohne Gefahr dem Drängen der altserbischen Partei auf Verbreiterung der parlamentarischen Basis nachgeben.

Die innere Kräftigung des jugoslavischen Staates, verbunden mit einer außenpolitischen Entspannung, muß das Schwergewicht Jugoslawiens innerhalb der Kleinen Entente vermehren. Schon jetzt ist es spürbar, daß die früher unbeschränkte Führung der Tschechen mehr und mehr in die Hände der Belgrader Regierung übergeht. Damit wächst das Selbstständigkeitsbedürfnis der Donaufürstentümer, es lösen sich die allzu engen politischen Bande der Nachkriegszeit, und das Gelände wird endlich frei für eine Politik der Vernunft und der Neugestaltung des gesamten Donauraums auf der festen Grundlage nüchternen wirtschaftlichen Denkens. Noch sind wir nicht sicher vor Rückschlägen und Rückfällen. Noch können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die natürliche Entwicklung nicht durch Katastrophen gestört wird. Aber die Ansätze versprechen Erfolg, und sie lohnen den Einsatz eines großen Maßes von gutem Willen.

Alfred Püllmann:

Mare balticum — Europas Schicksalsmeer

Der Gedanke des europäischen Gleichgewichts ist in den letzten Wochen immer aufs neue in den politischen Gesprächen wiedergekehrt. Das Bestreben, den durch das Versailler Diktat geschaffenen Zustand unter bewußter Verkenntung aller im Leben der Völker wirksamen dynamischen Kräfte auch der künftigen Entwicklung zugrunde zu legen, wurde immer stärker durchlöchert von den dynamischen Entwicklungen bei jenen Völkern, die entweder selbst am meisten unter dem Versailler System zu leiden hatten, oder die gerade dem Zusammenbruch der Mittelmächte und der daraus sich ergebenden neuen „Ordnung“ ihre Entstehung verdankten und sich daher von jeder Bewegung bedroht fühlten, die auf eine Wiederherstellung des natürlichen Kräfteverhältnisses in Europa abzielte.

Wenn ein ausländischer Beobachter jenes zwischeneuropäische Gebiet von Finnland bis nach Prag einmal den „Teufelsgürtel Europas“ nannte, so liegt dieser Bemerkung eine außerordentlich beachtliche Erkenntnis zugrunde, die Erkenntnis nämlich von den historisch bedingten Kraftlinien, die von der Ostsee ausgehend sich bis hinein in die letzten Lebensfunktionen der Anrainerstaaten erstrecken und die nur gewaltsam gestört zu werden brauchen, um zu einer Quelle ewiger Unruhe zu werden. Gerade die Ereignisse der letzten Wochen lenken unseren Blick erneut auf die Ostsee, auf der sich seit Jahrhunderten wirtschaftliche, politische und kulturelle Fäden kreuzten und die tatsächlich einmal ein Zentrum europäischer Weltpolitik gewesen ist. Schien es vorübergehend, als sollte dem mare balticum lediglich als Zubringerstraße zu den Weltmeeren noch eine Bedeutung zukommen, so hat die Entwicklung nach dem Kriege dazu geführt, die geodynamischen Kräfte dieses Meeres erneut lebendig werden und sie in verstärktem Maße in das politische Bewußtsein der um die Ostsee gruppierten Völker treten zu lassen.

Man soll diese Schicksalsgemeinschaft der Ostsee recht verstehen, sie nicht in literatenhaft verzerrter Übersteigerung betrachten, sondern einfach aus der geopolitischen Eigengesetzlichkeit dieses Raumes heraus alle Lebensnotwendigkeiten seiner Anliegerstaaten begreifen, ebenso wie alle überhöhten Ansprüche nur aus diesem großen Blickwinkel des Gesamtschicksals der Ostseeländer zurückgewiesen werden können. Es ergibt sich ferner, daß jede kontinentaleuropäische Raumwirtschaft, sei sie auch nur auf Teilräume beschränkt, nur solange eine wirkliche Absage an einen expansionslüsternen Imperialismus bedeutet, solange ihr die kameradschaftliche Zusammenarbeit freier, durch Natur und Lage, Entwicklung und politische Berechtigung gleichermaßen be-

dingter Volkswirtschaften zugrunde liegt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß bereits 1935 der Ostsee-Verkehr über zwölf Prozent des gesamten Welthandels ausmachte, wird es klar, daß die Ostsee heute wieder wie einst zu einem der wichtigsten weltwirtschaftlichen und damit weltpolitischen Schnittpunkte geworden ist.

Wir haben solche Gesichtspunkte bewußt eingeschaltet, weil sie uns zum Verständnis der gegenwärtigen Situation unerläßlich erscheinen. Der „Drang zum Meer“, der in Polen ebenso die Gemüter erregt wie in der UdSSR., ist letzthin ja auch die Triebfeder des politischen Handelns, und beide sind nur aus ihrer gegenseitigen Wechselwirkung heraus zu verstehen. In welchem Maße gerade Polen zur Verwirklichung seiner „Seemacht“-Wünsche geschritten ist, beweist die Tatsache, daß die polnische Handelsflotte sich am 1. Januar 1936 bereits auf 63 Schiffe mit 80 000 Brutto- und 45 000 Nettoregistertonnen belief. Der Gesamtumschlag in Danzig und Gdingen stellte sich im vergangenen Jahre auf 12,6 Millionen Tonnen, von denen die polnische Handelsflotte jedoch nur erst 1,2 Millionen Tonnen, das sind 9,2 Prozent, selbst zu bewältigen vermochte. Gleichzeitig hat Polen seine Kriegsflotte auf einen ganz beachtlichen Stand gebracht. Wenn das auf zehn Jahre berechnete Bauprogramm der polnischen Kriegsmarine restlos durchgeführt worden ist — wozu 1,5 Milliarden Zloty zur Verfügung stehen — ist die Kriegsflotte um weitere 64 Kriegsschiffe erneuert worden.

Auch in politischer Hinsicht treibt Polen eine bewußt seewärts gerichtete Propaganda, wobei wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß es uns im gegenwärtigen Augenblick abwegiger denn je erscheint, diese raumbedingte Schicksalsgemeinschaft der Ostseevölker und die daraus sich entwickelnden Ansätze zu fruchtbarer Zusammenarbeit durch immer neue Störungsmanöver zu unterbrechen und in ihrer Fortentwicklung zu hemmen.

Wenn der stellvertretende Ministerpräsident Kwiatkowski kürzlich erklärte: „Die Verteidigungsfähigkeit und Fähigkeit zu schöpferischer Arbeit verläuft in der Richtung nach Gdingen und zum baltischen Meere durch das ethnographisch polnische (!) Pommerellen“, so darf dem entgegengehalten werden, daß niemand daran denkt, Polen den Zugang zum Meere streitig zu machen, daß aber ethnographische Ansprüche hier schärfstens zurückgewiesen werden müssen. Ebenso untragbar sind solche Forderungen, wie sie kürzlich von der Monatszeitschrift „Nasca Przysylosc“, dem Organ des Verbandes für den polnischen Staatsgedanken erhoben wurden und die kurz ausgedrückt in der Losung gipfelten: „Danzig muß unser sein!“ Eine Berufung auf das Vorgehen Litauens im Memelland ist schwerlich dazu angetan, solchen Angriffen ihre Schärfe zu nehmen, und auch die als Köder ausgelegte Zusicherung, dafür Deutschlands koloniale Forderungen weitestgehend zu unterstützen, spricht nicht gerade von einem Verständnis für die lebenswichtigen Interessen, die vor allen anderen Völkern in erster Linie Deutschland an der

Ostsee zu verteidigen hat. Das Stromgebiet der Weichsel ist überdies wie kaum ein anderes dazu geschaffen, eine völkerverbindende Aufgabe zu erfüllen. Diese Erkenntnis sollte eigentlich die Leitlinie jeder Außenpolitik sein, die den Anspruch darauf erhebt, auch in diesem Punkt dem deutsch-polnischen Freundschaftsverhältnis gerecht zu werden.

Polens Gleichgewichtspolitik, die sich allein schon aus der geopolitischen Lage dieses Staates zwischen zwei größeren Mächten ergibt, hat übrigens durch den von Frankreich bewilligten Kredit und den damit verbundenen politisch-moralischen Rückhalt eine wesentliche Stärkung erfahren. Galt Polen lange Zeit als der ausgemachte Schleppenträger des Quai d'Orsay, so hat die vorübergehende völlige Abkehr von Paris der polnischen Außenpolitik einen gewaltigen Auftrieb verliehen. — Auch die Beziehungen zum Südosten sind durch die Aufnahme betont freundschaftlicher Beziehungen zu Bukarest auf eine veränderte Grundlage gestellt worden. Ausgesprochene Gegensätze gibt es eigentlich nur noch zwischen Warschau und Prag, vor allem aber zwischen Warschau und Kowno, wo die Wilnafrage nach wie vor als schmerzende Wunde eine Verständigung verhindert. Gerade das Verhältnis Polens zu Litauen ist insofern von besonderem Interesse, als sich hier bereits die polnische und die russische Linie überschneiden, und hinter der litauischen Fassade deutlich der sowjetrussische Expansionsdrang zum baltischen Meere sichtbar wird. Sowjetrußland hat, durch den Verlust der baltischen Küsten und die Umwälzungen im Innern zunächst vom Meere abgelenkt, nach dem Weltkriege sein Hauptaugenmerk auf die Verstärkung der Landesverteidigung gerichtet. Dann aber griff der erste Fünfjahresplan auch die Erneuerung der Seemacht auf, und der zweite Fünfjahresplan sah für die Ostsee bereits den Bau einer U-Boot-Flotte sowie einer Reihe von starken Schlachtschiffen vor. Gleichzeitig sind in Ostkarelien und Ingermanland zwischen Leningrad und der Küste des nördlichen Eismeereres etwa dreizehn Flughäfen errichtet worden; nicht weniger als 1000 Flugzeuge sind in das Gebiet um Leningrad verlegt worden, und zwar vorwiegend Bombengeschwader, wobei es bemerkenswert ist und für die ungeheure Angriffskraft dieser Einheiten spricht, daß die neuesten sowjetrussischen Bombenflugzeuge vom Typ „SB 2“ bei einer Fluggeschwindigkeit von 400 Kilometern je zehn Zentner Bomben tragen können, während die Flugzeuge vom Typ „TB“ bei 340 Stundenkilometern sogar bis zu je 60 Zentnern Bomben mitführen können. Um die tatsächliche Gefahr dieser roten Ostseebomber für die baltischen Völker zu ermessen, genügt ein Blick auf die Karte: Moskau hat selbst erklärt, daß seine Bombengeschwader in nicht ganz einer Stunde über Helsinki, Reval und Riga, und in weniger als zwei Stunden über Stockholm auftauchen können.

Wie groß insgesamt die russischen Streitkräfte in der Ostsee sind, läßt sich genau überhaupt nicht feststellen.

Nach den letzten Sowjetangaben ist die Zahl der U-Boote auf über 150 gestiegen, dazu kommen 120 Torpedomotorboote, etwa 50 Zerstörer und Tor-



pedoboote verschiedener Größen, die sämtlich als Schnellminenleger Verwendung finden können. Die sieben Neubauten der Leningrader Klasse erreichen mit 3000 Tonnen und 13-Zentimeter-Geschützen die Größe von Kreuzern. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß der jetzt beendete Stalin-Kanal, der Leningrad mit der Murman-Küste verbindet, eine unkontrollierbare Verschiebung von leichten Streitkräften von der Ostsee nach der Nordsee und umgekehrt ermöglicht. Die Seefestung Kronstadt vor Leningrad ist nach den Worten des roten Flottenchefs, Orloff, im übrigen dazu bestimmt, ein „Malta des russischen Reiches“ zu sein, woran niemand zweifeln wird, wenn er hört, daß dieses Werk allein die Summe von 420 Millionen Sowjetrubeln verschlungen hat. Dabei richtet sich Rußlands Interesse nicht nur auf die Beherrschung der Ostsee selbst, sondern zugleich auch auf die Eisenerzlager bei Gilivara und Kiruna in Nordschweden. Es ist daher begreiflich, wenn die schwedische Regierung bereits seit langem das ganze Gebiet zwischen der schwedisch-finnischen Grenze und der Eisenbahn, die die Erzlager mit dem schwedischen Hafen Lulea und dem norwegischen Hafen Narvik verbindet, einschließlich der Festung Boden gesetzlich zum Luftsperrgebiet erklärt hat. Die kürzlich erfolgten Drohungen gegenüber den Randstaaten lassen erkennen, daß Moskau gegebenenfalls auch nicht vor einer militärischen Offensivaktion zurückschrecken wird. Entspricht es doch nur der geopolitischen Dynamik des Zarenreiches, dessen Erbschaft die jetzigen Machthaber angetreten haben, wie vor allem der weltrevolutionären Zielsetzung der Sowjets, sich nach Westen ebenso auszudehnen wie nach Osten, und dieser aggressiven Zweifrontenstellung auch in strategischer Hinsicht die erforderlichen Voraussetzungen zu verschaffen.

Das wenig rühmliche Verdienst Barthous und seiner Nachfolger aber ist es, durch ihre sowjetfreundliche Haltung auch die gesamteuropäische Politik in eine viel zu enge Berührung mit der Sowjet-Union gebracht zu haben. Damit wird die Ostsee immer mehr zu einem europäischen Schicksalsmeer, und es interessiert in diesem Zusammenhange die Frage, in welchem Maße gerade die baltischen Staaten auf den Abschluß des französisch-sowjetrussischen Bündnisses reagiert haben. Nachdem Litauen im Jahre 1926 einen Nichtangriffsvertrag mit der UdSSR. geschlossen hatte, folgten Lettland und Estland im Jahre 1932 diesem Beispiel. Zwei Jahre darauf griffen alle drei Staaten einen aus dem Jahre 1923 noch bestehenden Bündnisvertrag auf und erweiterten ihn zur sogenannten „Baltischen Entente“. War dieser Zusammenschluß vorwiegend als Gegengewicht gegen etwaige polnische „Wünsche“ gedacht, so brachte der Abschluß des Paktes zwischen Paris und Moskau im Jahre 1935 eine grundsätzlich veränderte Situation mit sich. Man sah plötzlich die baltische Neutralität aufs schwerste bedroht, wobei die gegen Deutschland gerichtete Spitze dieses französisch-sowjetrussischen Bündnisses die Sorge um die territoriale Unversehrtheit des Baltikums in einem Ernstfalle nur noch steigerte. Damals hat Estland sofort die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen und bis auf den heutigen Tag an einer bewußt antibol-

schewistischen Politik festgehalten. Einer Ausdehnung der baltischen Entente auf Finnland und sogar auf Polen, wie sie kürzlich von dem finnischen Außenminister Holsti angeregt wurde, steht aber, wie schon gesagt, das gespannte Verhältnis zwischen Litauen und Polen entgegen. Dennoch beweisen solche Äußerungen, denen eine ganz ähnliche des estnischen Außenministers an die Seite gestellt werden kann, daß der gesamte baltische Raum sich in Bewegung befindet.

Es steht ferner außer Frage, daß neben den dauernden bolschewistischen Drohungen auch der Abschluß des deutsch-japanischen Abkommens gegen die kommunistische Internationale seine psychologische Wirkung auf die politische Entwicklung an den Ufern der Ostsee nicht verfehlt hat. Welche Stellung bei einer etwaigen Neuordnung der Dinge Polen einnehmen wird, bleibt abzuwarten. Die Reise Becks nach London schien darauf hinzudeuten, als wollte man sich in Warschau jetzt auf die Linie der britischen „Neutralitätspolitik“, d. h. der Stellung zwischen den Fronten begeben. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß Polen eben nicht England ist, und daß die Entwicklung im europäischen Nordosten wie im Osten eine klarere Stellung für oder wider notwendig macht, als das für England bei seiner auch heute noch bis zu einem gewissen Grade bestehenden „splendid isolation“ in Frage kommt.

Friedrich Janz:

Die Erinnerungen des Grafen von Hutten-Czapski

Von Jahr zu Jahr mehr rundet sich das Bild des geschichtlichen Zeitalters Wilhelm II. Um die große Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes kreisen die zahlreichen Veröffentlichungen von Briefen, Tagebüchern, autobiographischen Quellen und Denkwürdigkeiten, in denen die Autoren „in zusammenhängender Schilderung des eigenen Lebens oder eines bestimmten Lebensabschnittes die Erfahrungen, die sie gewonnen, die Ereignisse, die sie mitgemacht oder an denen sie mitgewirkt haben, beschreiben oder die Gründe des eigenen Handelns aufdecken wollen und in den Mittelpunkt der Darstellung stellen“ (W. Bauer). Während England und Italien, dieses zumal im 19. Jahrhundert, besonders aber Frankreich reich an Memoirenliteratur sind, stand Deutschland bis nach Kriegsende zurück, nicht etwa weil seinen handelnden, ratenden, beobachtenden Persönlichkeiten diese Form der Geschichtsquelle nicht lag, als vielmehr weil ihre Tradition nicht gepflegt war. Es gibt bedeutsame Epochen deutscher Geschichte, aus denen heraus kaum nennenswerte Memoiren entstanden sind. Erst der Einfluß der Franzosen im 18. Jahrhundert läßt erkennen, wie mehr und mehr die Form der Erinnerungen gewählt wird, um die Erfahrungen und Erkenntnisse der Zeit für die Nachwelt aufzuzeigen. So stehen etwa die Memoiren des Preußenkönigs unter dem Einfluß von Voltaire. Von da ab wird der Strom breiter und breiter. Schon die Zeit Wilhelm I. wartet mit umfangreichem Stoff auf. Daß das Zeitalter seines Enkels geradezu zu dieser Form der Quelle einlädt, liegt in ihm selbst begründet. Vor kurzem erschien nun die Erinnerung des Grafen von Hutten-

Czapski: „Sechzig Jahre Politik und Gesellschaft“ (2 Bände, Gesamtumfang 1280 Seiten, Verlag S. Mittler & Sohn, Berlin SW, geb. je 12,50 M.).

Zur Struktur der Persönlichkeit des Grafen Hutten-Czapski hören wir den Verfasser selbst mit seinem Einleitungssatz: „Adlige Geburt, polnische Nationalität, preussische Staatsangehörigkeit, katholische Konfession, liberale politische Gesinnung, wirtschaftliche Unabhängigkeit, kosmopolitische Erziehung, Lebensfreude, Wesensdrang, Arbeits- und Wanderlust — das sind die ererbten und in allem Wandel der Zeiten und Anschauungen bestimmenden Elemente meines langen Lebens gewesen.“ Nehmen wir hierzu noch den Ablauf seines äußeren Lebens: der Graf ist am 13. Mai 1851 in Smogulsdorf, Kreis Schubin, geboren. Die Mutter war Gräfin Mielzynska. Er studierte in Wien, Heidelberg und Berlin. Am 13. Mai 1936 hat er in Rom den 85. Geburtstag gefeiert in jener geistigen Frische, die durch seine Memoiren zieht und die ihn das hohe Alter noch nicht als Last empfinden läßt.

Innere Grundhaltung und äußeren Lebensgang des Autors muß der Leser des umfangreichen Memoirenwerkes sich gegenwärtig halten, wenn er es würdigend beurteilen will. Er muß beide hineinstellen in den großen zeitgeschichtlichen Zusammenhang, an dem der Verfasser teilhat und so seine Gesamtpersönlichkeit an dem Anteil abmessen, den er an der Entwicklung und dem Ablauf seiner Zeit genommen hat. Der kritische Leser ist sehr erstaunt, wenn er die ungeheure Fülle der Persönlichkeiten und Begebenheiten an sich vorüberziehen läßt, die dieses Leben gekreuzt, wenn er den schwerwiegenden Ideengehalt abwägt, der dieses Leben bewegt und getragen hat. Wenn er etwa die Ära Hohenlohe 1894—1898 (I, S. 224ff.) abhandelt, oder Ausschnitte gibt aus der Kanzlerzeit Bülow (I, S. 393ff.) oder Bethmanns Friedensjahre schildert (II, S. 1ff.), so läßt er uns nicht nur teilnehmen an seiner Arbeit, sondern er gibt ein politisches Bild der Zeit, in dem in buntem Wirbel die Probleme berührt werden, die sie bewegten. Er, der eigentlich nie ein offizielles Amt in einem Ministerium innegehabt hat, nimmt in jungen Jahren bereits einen Einfluß auf zahllose Dinge, den wir heute in einer veränderten Welt nicht mehr ganz zu begreifen vermögen. Er ist überall dabeigewesen, ratend, wägend, treibend, aber wir sehen ihn nirgends aktiv in der ersten Reihe stehen und aktiv mit an dem Laufe der Staatsgeschäfte Verantwortung tragen, die er beeinflußt hat. Blättern wir Hohenlohes „Denkwürdigkeiten aus der Reichskanzlei“ oder die vier Bände des Fürsten Bülow durch oder die Erinnerungen der Kanzler von 1909 bis 1918, so begegnen wir wohl seinem Namen, wir ahnen auch seinen Einfluß, aber alle Fundstellen haben nur umgrenzten Inhalt und bleiben unzulänglicher Quellenstoff, aus dem kein erschöpfendes Bild gewonnen werden kann. Im Charakter der Hohenloheschen Aufzeichnungen liegt es allerdings begründet, daß sein einstiger Attaché beim Heiligen Stuhl und sein Privatsekretär in der Kanzlerzeit so kurz wegkommt. Wenngleich bis zum heutigen Tage von Holstein keine Aufzeichnungen veröffentlicht worden sind, so war bekannt, wie eng Graf Hutten-Czapski mit dem Kreise der führenden Männer von 1888 bis 1914 verknüpft war, die alle irgendwie zu der „grauen Eminenz“ mittelbare oder unmittelbare Beziehungen unterhielten (Zedlitz, Miquel, Henckel-Donnersmarck, Hammann, Hatzfeldt, Bronsart, Schlieffen, Kiederlen, Bülow u. a. m.). Es war auch bekannt, wo er seine Lebensarbeit fand; aber den Blick für seine Person und seine Zielsetzung hat er dem Zuschauer des geschichtlichen Schauspiels der Wilhelminischen Zeit selbst geöffnet und geweitet. Diese Erinnerungen bilden eine Überraschung im Zuge der bereits erschienenen und noch zu erwartenden. Es muß dem Grafen eine hohe Genugtuung sein, daß er die Lateranverträge und das deutsch-polnische politische Abkommen zwischen Adolf Hitler und Josef Pilsudski erleben durfte, die die Probleme entgiftet haben, denen er zeitlebens das hauptsächlichste Interesse entgegenbrachte: der Stellung des Vatikans im Kreise der weltlichen Staaten und dem Ausgleich der Lebensinteressen zwischen Deutschtum und Polentum. Dieses zweite Problem hat größtes Augenblicksinteresse: insofern greifen die der Wilhelm-Zeit angehörenden Erinnerungen in die unmittelbare Gegenwart hinein.

Hutten-Czapski sagt am Schluß des Kapitels über seinen Kampf gegen die Durchführung des Enteignungsgesetzes (1909—1912): „Meine Hoffnung, daß Valentini den König überzeugen würde, sollte sich nicht erfüllen, die vier Güter wurden enteignet. Die Waffe, die nach Bülows Ansicht durch ihr bloßes Dasein wirken sollte, wurde wirklich gezogen, aber sie kehrte sich gegen den, der sie führte. Die Enteignung der verhältnismäßig kleinen und für Ansiedlungszwecke ungeeigneten Güter blieb ohne jede praktische Bedeutung, verschärfte aber die Kampf Stimmung in der Provinz Posen aufs schärfste und belastete das deutsch-österreichische Bündnis. Versuche meinerseits, durch den Fürsten Fürstenberg zur Abwendung des Ereignisses auf den Kaiser und die Berliner und Wiener Regierungen einzuwirken, waren erfolglos geblieben. Die Enteignung hat während des ganzen Krieges die Stimmung der Polen gegenüber der deutschen Okkupation ungünstig beeinflußt.“

Auf fast 300 Seiten behandelt Hutten-Czapski seine Tätigkeit beim Generalgouvernement Warschau (1915—1918), nachdem er in einem aufschlußreichen Kapitel seine Mission in Italien im Jahre 1915 berührt hat. Die ersten Erfolge und Fehlgriffe der deutschen Verwaltung in Kongreßpolen (1915/1916), die Proklamation des Königreichs Polen (1916), deren polnischen Text Hutten-Czapski zu verlesen hatte („Es war ein großer Augenblick in meinem Leben, als ich dem vom russischen Joch befreiten polnischen Volke eine neue schönere Zukunft verheißen durfte“) (II, 305), die Anfänge der Heeresbildung und des Staatsrats (1916/17), die Krisen in Warschau und in Berlin, die Anfänge des Regentschaftsrates, der Friede von Brest-Litowsk und seine Auswirkungen, der Zusammenbruch der Mittelmächte und der Umschwung in Polen werden in einer Darstellung aufgezeigt, die schlechthin Quellenwert hat. Diese Darstellung ist darüber hinaus von einer Dramatik, die sie nicht allein ihrem Gegenstand dankt. „Ich verblieb“, so endet sie, „in engen Beziehungen zu den führenden Männern der beiden Mächte und bemühte mich, meine feste Überzeugung von der Notwendigkeit eines Zusammengehens der beiden Staaten in Berlin wie in Warschau zu begründen. Erst nach vielen Jahren wurden in einer gänzlich gewandelten Welt mit vollständig neuen Mitteln und im Geiste völliger Gleichberechtigung die Grundlagen für eine Verständigung zwischen Deutschland und Polen geschaffen. Möge diese Verständigung eine dauernde bleiben.“ (II, 533.)

In einem kurzen Schlußkapitel gibt Hutten-Czapski einen Überblick über seinen Anteil an der Nachkriegszeit: über seine Beziehungen zu deutschen Fürsten und anderen Persönlichkeiten, über seine Beteiligung am öffentlichen Leben Polens, über die Wiedererrichtung des Kirchenstaates — er war mit dem fast 90jährigen Kardinaldekan Serafino Vannutelli der einzige lebende Zeuge der Ereignisse vom 20. September 1870, dem Tage der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen —, über seine Hochschulstiftung und über seine Arbeit an seinen Denkwürdigkeiten. „Die kurze Spanne Zeit“ — so schließen die 1280 Seiten — „die mir noch beschieden sein wird, will ich dankbar an eine reiche Vergangenheit durchschreiten. Non omnis moriar!“

Wer nach Durchsicht des Werkes das Leben dieses Mannes auf sich wirken läßt, der weiß, daß dieses Leben Leben und Erfüllung war, der ahnt die Kräfte, die diesem Leben Impuls und Inhalt gegeben, der glaubt, daß die „ererbten und in allem Wandel der Zeiten und Anschauungen bestimmenden Elemente“ diese Persönlichkeit getragen haben, die nach einem langen Leben sich über ihren Wert und ihre Leistung klargeworden ist. Mehr wie einmal stand er an Kehren des Lebensweges, aber das Gefühl für die organische Weiterentwicklung, für das folgerichtige Weitergehen, wie er es sah, hat ihn keine Minute verlassen. Persönlichkeiten, die, wie Hutten-Czapski, vermittelnd zwischen zwei Völker stehen, erliegen leicht der Gefahr, zwischen beiden zermahlen zu werden. Seine Lebenselemente haben diese Gefahr gebannt. Wer das Wesentliche und Bleibende von dem geschichtlich Zufälligen und Wandelbaren scheidet, spürt aus diesem Leben Vorsicht des Urteils, Zurückhaltung, Ruhe und Besonnenheit. Sie allein schon machen eine überlegene Persönlichkeit.

San Martín

„El Capitán de los Andes“

Eine Lebensdarstellung des argentinischen Freiheitshelden

II.

Die Befreiung Chiles

San Martín trat als Oberstleutnant der Kavallerie in das argentinische Heer ein. Er erhielt den Auftrag, ein Regiment berittener Grenadiere auszubilden. Nach sorgfältiger Auswahl — „Ich will nur Löwen in meinem Regimente haben!“ — schuf er sich eine Kerntuppe, deren hervorragende Eigenschaften er in einem siegreichen Gefecht bei San Lorenzo, bei einem feindlichen Ausfall aus der noch von den Spaniern besetzten Festung Montevideo beweisen konnte. Bald wurde er in Buenos Aires als einer der besten Militärs geschätzt. Sein umfangreiches Wissen, sein zielbewußtes und doch nicht anmaßendes Auftreten, seine militärisch-knappen, aber überzeugenden Darlegungen erwarben ihm bei allen Kennern Achtung. Durch seine Heirat mit Remedios Escalada und seine Gründung einer patriotischen Gesellschaft gewann er starken Einfluß auch in führenden politischen Kreisen. Ende 1813 wurde er zum Kommandeur des an der Grenze Hochperús in der Provinz Tucumán mit wechselndem Erfolge gegen die Spanier operierenden Nordheeres ernannt. Dort setzte er seine Ausbildungsarbeit in größerem Umfange fort. Er beschränkte sich aber auf die Defensive, denn er vertrat die Ansicht, daß der Weg zum Endsiege nicht über Hochperú, sondern über Chile führe. Auf seinen Wunsch hin übertrug ihm die Regierung den Posten des Statthalters in der Provinz Cuyo. In Mendoza, der Hauptstadt der Provinz, am Ostabhange der Anden, in unmittelbarer Nachbarschaft Chiles gelegen, sammelten sich kurz nach seinem Eintreffen die Reste des geschlagenen Patriotenheeres, das den Spaniern Chile hatte preisgeben müssen. Der Zwist der chilenischen Partei- und Heerführer Carrera und O'Higgins, die tiefere Ursache ihrer Niederlage, drohte auf argentinischen Boden überzugreifen. San Martín machte dem Übel ein Ende, indem er Carrera festnehmen und nach Buenos Aires bringen ließ. Mit O'Higgins schloß San Martín herzliche Freundschaft, und sein gutes Einvernehmen mit den Flüchtlingen ließ seinen Plan reifen, Chile von der spanischen Herrschaft zu befreien. Entscheidend aber für das Unternehmen San Martíns war die Wahl Pueyrredóns zum Direktor der „Vereinigten Provinzen“. Von dem neuen argentinischen Staatsoberhaupt wurde San Martín zur Führung des Feldzuges beauftragt.

Die Arbeit begann nicht erst jetzt, da er als „General en Jefe“ des Andenheeres nach Mendoza zurückkehrte. Schon waren fast zwei Jahre verflossen, seit er anfang, „seinen“ Feldzug zu organisieren. Was

er in dieser Zeit geleistet hat, ist im höchsten Grade bewundernswert, wenn man bedenkt, daß er auf nichts sich stützen konnte, als auf seine Gaben und auf den guten Willen der Bevölkerung. Und die Bevölkerung, die bisher ein friedlich-beschauliches, gar nicht kriegerisches Dasein geführt hatte, mußte er erst zu seinen Zwecken erziehen! Wir hören Cato sprechen in einer Kundgebung zum Aufgebot aller männlichen Personen vom 14. bis zum 45. Lebensjahr: „Als das Volk Amerikas sich zu sittlicher Würde erhob und die Ketten der spanischen Unterdrückung sprengte, schwur es, dem Vaterlande alles hinzugeben, was ihm zum ruhmreichen Endsiege zu verhelfen vermag. Darum muß aus unserem Lebenskreise der Müßiggang, die Gleichgültigkeit, die Lässigkeit und jede Neigung verbannt werden, die unsere Entschlußkraft schwächen könnte. Wir müssen unseren Mut in harter Kriegsübung stählen, unser Tatvermögen steigern. Nicht sollen wir uns damit begnügen, Hab und Gut zu opfern. Wir dürfen nicht zaudern, unsere Ruhe, unser ganzes Sein dem Vaterlande darzubringen!“ Es war so, daß er fast jeden Bürger zu irgendeiner Dienstleistung heranzog. Er schuf sich eine Miliz, die mit dem Nötigsten ausgerüstet, eine Art Hilfsheer darstellte. Bei der Auswahl der eigentlichen Soldaten stellte er vielfache Eignungsprüfungen an. Den Lehren seines Meisters Solano getreu, vertrat er den Grundsatz, daß es nicht auf die Zahl, sondern auf das Können einer Truppe ankomme. Er betrachtete einen jeden als ganze Persönlichkeit, nicht bloß auf seine körperlichen Eigenschaften hin. Er ging so weit, daß er die Mannschaften in den Ruhepausen von Leuten seines Vertrauens beobachten ließ oder sich selber, als Gaucho verkleidet, unter sie mischte. Er leitete die Exerzierübungen meist persönlich und gab den Offizieren Unterricht in allen Fächern der Kriegskunst. Dabei kam ihm außerordentlich seine früher geleistete Ausbildungsarbeit zustatten: er besaß schon eine Mustertruppe, seine Grenadiere, die ihm Buenos Aires auf langes Drängen hin geschickt hatte. Deren Offiziere wurden seine Handlanger und konnten einzelne Aufgaben der Organisation selbständig übernehmen.

Den Opfersinn der Bürgerschaft stellte er auf immer härtere Proben. Ungeheuer war die Steuerlast, die er ihr auferlegte. Doch niemand murrte. „Unbegreiflich“, äußerte sich dazu O'Higgins in einer amtlichen Erklärung. Die Klöster mußten ihre Kapitalien zur Verfügung stellen. Die spanischen Einwohner wurden zu Vermögensabgaben — allerdings in Form von Anleihen — gezwungen. Auf den entlegensten Farmen wurden Pferde requiriert. Alle Negersklaven wurden eingezogen. Sie bildeten, in besondere Bataillone eingeteilt, einen großen Teil des Andenheeres. Sie kamen gerne, denn es wurde ihnen für den Tag des Endsieges die Freiheit zugesprochen. Für die Farmer freilich bedeutete diese Verfügung die Einbuße ihrer Arbeitskräfte.

Für die Herstellung von Waffen und Kriegsmaterial aller Art hatte er einen ausgezeichneten Fachmann: den Franziskanerpater Beltrán. Dieser Mann, ein Bruder Haspinger der Anden, war ein glühender Patriot — und ein Universalgenie. Er stellte in seiner Schmiedewerk-

statt kleine Kanonen her, Gewehre, Lafetten, Granaten, Bajonette, tragbare Brücken, schlittenartige Gefährte für den Transport. Auch verstand er sich auf das Schuh- und Lederhandwerk. Tag und Nacht rauchten bei ihm die Schlote, arbeiteten die Blasebälge, dröhnten die Ambossschläge. Über 300 Arbeiter beschäftigte er und hielt sie mit rauher Herzlichkeit an. Wenn er abends manchmal aus seinem Gewölbe heraustrat, heiser, schwarz berußt und dampfend vor Hitze, dann war es, als stiege Hephästos aus dem Erdinnern. Auch eine Pulverfabrik, die durch Wasserkraft betrieben wurde, und eine mechanische Tuchwalkerei dienten dem Heeresbedarf. Frauen wurden mit dem Nähen von Uniformen beschäftigt.

San Martín war König auf seiner „Insel“, wie er selber die Provinz Cuyo nannte, die von jeder Beziehung abgetrennt, dafür von politischen Wirren verschont blieb. So war er nicht nur der oberste Heerführer, sondern hatte auch für die Wohlfahrt der Bürgerschaft zu sorgen. Er gründete zwei Hospitäler. Er rief eine Studienanstalt ins Leben. Er bemühte sich um die Verschönerung der Hauptstadt Mendoza: ließ eine Pappelallee anlegen mit hübschen Blumenbeeten und Ruheplätzen und im Stile der Zeit einen kleinen griechischen Tempel bauen. Daß es ihm um mehr ging, als um Kriegslorbeeren, darauf deutet auch eine Verfügung über die Behandlung der politischen Gefangenen, die damals viel zu wünschen übrig ließ: „Viele von ihnen, die sich nur in Untersuchungshaft befinden, müssen das Los von abgeurteilten Verbrechern erdulden. Das Gefängnis hat aber in solchem Falle keine Strafe zu sein, sondern dient nur zur Sicherstellung der verhafteten Personen. Unsere Gefängnisse, noch nach spanischem Vorbild eingerichtet, sind nicht im Entferntesten mit den muster-gültigen in anderen Kulturländern zu vergleichen. Wir müssen unser Möglichstes tun, diesen Stand zu erreichen. Es soll die Welt wissen, daß der Geist Amerikas die grausamen Gewohnheiten der alten Zeit abgeschworen hat, daß die Luft der jungen Freiheit, die wir jetzt atmen, eine heilsame Wirkung auf alle Glieder des Staates übt.“

Auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge konnte er keinen besseren Helfer finden, als seine Frau. Er hatte Doña Remedios nach jahrelanger Trennung nach Mendoza kommen lassen. Hier bewährte sich die junge Frau, die gewiß an beschwerliche Arbeit nicht gewöhnt war, mit einem stillen Eifer, mit einer Hilfsbereitschaft, daß sie bei Hoch und Niedrig große Verehrung erwarb. Zur Zeit, da die wirtschaftliche und politische Not in Buenos Aires sich dem Krisenpunkt näherte, da die spanische Expedition drohte, versammelte sie um sich die Frauen der Gesellschaft von Mendoza und forderte sie auf, all ihren Juwelschatz und was sie an Gold und Silber besäßen auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Sie selber spendete als erste ihre Kostbarkeiten. San Martín konnte schon nach wenigen Tagen eine große Summe nach Buenos Aires senden.

In all den brennenden Sorgen erblühte ihm ein Glück: Remedios schenkte ihm eine Tochter. Mercedes ließ er sie taufen. An dem Familienfest nahm die ganze Stadt teil, und die Stadtväter benützten

den Anlaß, ihm ein Landgut zu schenken. War ihm nicht jetzt eine Heimat gegründet?

Doch die Schneegipfel im Westen bannten seinen Blick. Immer wieder in seinen Briefen vernehmen wir den Stoßseufzer: „Was mich nicht schlafen läßt, das sind nicht die feindlichen Heere, sondern diese ungeheuren Berge, die wir überwinden müssen!“

Des öfteren unternahm er Erkundungsritte nach den Pässen Los Patos und Uspallata, die von Mendoza aus über die Anden führen. Aber er mußte noch ein ganz klares Bild über die Fortsetzung der Wege jenseits der Grenze gewinnen. Da wandte er eine Kriegslist an. Er schickte seinen Vertrauensmann Alvarez Condarco als Parlamentär zu Marcó, dem spanischen Residenten in Santiago, um ihm eine offizielle Mitteilung von der Unabhängigkeitserklärung zu machen. Auf dem Hinwege sollte Condarco den längeren Weg, den über den Paso de los Patos, wählen, denn es war anzunehmen, daß er auf der kürzeren, über Uspallata, zurückgeschickt werden würde. Sein eigentlicher Auftrag: die Pässe genau zu studieren, sich ohne Hilfe von Notizen die Lagerplätze, die wichtigen strategischen Punkte, die Beschaffenheit, Länge und Steigerung der einzelnen Strecken so fest einzuprägen, daß er nachher einen Orientierungsplan entwerfen konnte. Das Abenteuer gelang zur vollen Zufriedenheit San Martíns. Condarco wurde als Parlamentär von den spanischen Posten nach Santiago geleitet. Marcó schäumte zwar über die „Dreistigkeit des Rebellengenerals“, ließ öffentlich auf dem Marktplatz die Unabhängigkeitserklärung verbrennen, gab aber den Parlamentär frei, ließ ihn, wie vorausgeahnt, über Uspallata nach Hause bringen. Alvarez Condarco konnte San Martín über die wichtigsten Fragen Aufschluß geben.

Die Patrioten in Chile hatten unter der spanischen Reaktion schwer zu leiden. Es wiederholte sich hier der Mißgriff der königlichen Sachwalter in den Ländern, die der „Reconquista“ unterlagen: statt durch Konzessionen die Abtrünnigen zu gewinnen, das allgemeine Elend zu lindern, wurde mit einer Härte gegen die Andersgesinnten vorgegangen, daß der Haß gegen die Unterdrücker nur noch wilder aufflammte und sich über alle Volkskreise verbreitete. Wir haben dafür einen deutschen Zeugen, den Dichter Adalbert von Chamisso, den gerade damals das russische Weltumseglerschiff „Rurik“ mit dem Leiter der Expedition, Otto von Kotzebue, an die Küste Südchiles brachte.

San Martín wußte durch zahlreiche Geheimagenten, mit denen er in ständigem Briefwechsel stand, die Flamme der Empörung zu schüren, die chilenischen Patrioten auf seinen Einmarsch vorzubereiten. Zugleich ließ er durch seine Spione Erkundigungen über die Kräfte des Feindes und über ihre Verteilung einziehen. Mit überlegener Klugheit durchkreuzte er die Versuche der Spanier, seine Absichten in Erfahrung zu bringen. Kein Wanderer kam über die Anden und keiner ging zurück, der nicht seinen Plänen diene. Einige Spanier in Mendoza, die ihm als Spione bekannt waren, ließ er ruhig gewähren. Aber die Boten, die ihre Briefe nach Chile bringen sollten, waren mit

ihm im Einverständnis. Mit genau nachgeahmten Schriftzügen wurden Mitteilungen verfaßt, die den Feind falsch orientierten, und mit denselben Boten an die chilenische Adresse befördert.

Der spanische Oberkommandierende Marcó war in einer sehr schwierigen Lage. Wie sollte er die ganze Andenlinie verteidigen, ohne seine Streitmacht zu zersplittern? San Martín sorgte dafür, daß er gezwungen wurde, alle acht Einfallstore zu besetzen und sein Hauptaugenmerk auf den südlicheren Paß, den Planchón, zu richten. San Martín nötigte zwei verhaftete Spanier, seinen wirklichen Plan, der den Marsch über Los Patos und Uspallata vorsah, den Feinden mitzuteilen, in der sicheren und, wie sich später herausstellte, auch zutreffenden Annahme, daß sie durch einen Geheimvermerk verraten würden, sie hätten nicht freiwillig dieses Schreiben verfaßt. Dann machte sich San Martín persönlich mit einer glänzenden Eskorte zum Planchón-Paß auf und stellte unter großen Zeremonien an die dort ansässigen Pehuenches-Indianer das Ansuchen, sie möchten ihm mit seinem Heere den Durchzug durch ihr Gebiet erlauben. Die Pehuenches waren den Spaniern zum größten Teil ergeben, und San Martín wußte, sie würden schleunigst nach Chile berichten, er wolle über den Planchón den Weg nehmen . . .

Dieser weitverzweigte Geheimkrieg kostete Unsummen von Geld. Zu Beginn des Jahres 1816 wußte San Martín nicht mehr ein noch aus. Tief erbittert über die „veruneinigten Provinzen“, die nicht mehr für die geringste Unterstützung zu gewinnen waren, und über die zahlreichen Verleumdungen, die die Anhänger Alvears und Carreras über ihn in Umlauf brachten, erklärte er, lieber in einem fremden Lande als Bettler leben, als solche Schmach länger mit ansehen zu wollen.

Da kam die Ernennung Pueyrredóns. Der neue Direktor hatte die ganze Tragweite des chilenischen Unternehmens erkannt. Trotz des Sturmes, der ihn umtobte, mit einem unerschütterlichen Willen erkämpfte sich die Mittel, den Andenfeldzug zu ermöglichen. Er hegte die Überzeugung, daß die innere Konsolidierung nur durch einen Sieg San Martíns jenseits der Grenzen erreicht werden könne. Er schickte die besten Truppen, die es in Buenos Aires gab, und nach und nach alles, was San Martín verlangte, Geld, Uniformen, Säbel, Munition, Hufeisen, Trompeten, Verbandzeug und Medikamente. Den Widerständen von Seiten des Kongresses begegnete er mit den Worten San Martíns: „Bis jetzt haben wir nur Pläne von kleinem Ausmaß gesehen. Denken wir im Großen! Und wenn wir zu Grunde gehen sollen, dann sei es mit Ehre!“

In der Nähe von Mendoza errichtete San Martín ein Feldlager, genau in der Ordnung, wie er es für den Krieg brauchte. An allen Ecken und Enden wurde fieberhaft gearbeitet. Manöver wurden abgehalten, letzte Instruktionen erteilt. San Martín hielt alle Fäden in der Hand, bedachte jede Einzelheit. Noch zögerte sich der Abmarsch hinaus, weil er 12 000 Maultiere zum Transport benötigte und weil gegen die eisigen Höhenstürme eine Winterausrüstung beschafft werden mußte.

Am 5. Januar 1817 fand eine Fahnenweihe statt. Sie war zugleich als Abschiedsfest gedacht. Frühmorgens ritt San Martín, von seinem Stabe umgeben, gefolgt von seinen Truppen, aus dem Feldlager in die Stadt. Die Straßen waren geschmückt, alle Glocken läuteten. Das Volk empfing die Vorbeimarschierenden mit frohem Zuruf. Die hohe Geistlichkeit geleitete die Würdenträger des Staates und die ersten Offiziere des Heeres in die Hauptkirche, wo ein Hochamt gelesen wurde. San Martín trat zum Altare vor, ergriff die blau-weiß-blaue Fahne und den Feldherrnstab und bot sie dem Priester zur Segnung dar. An der Außenmauer der Kirche zu Füßen des Standbildes der Jungfrau del Carmen, der Schutzpatronin des Heeres, wurden die Insignien niedergelegt. Nun im Angesicht der Truppen und der Bevölkerung nahm sie San Martín in die Hand. Seine hohe Erscheinung überragte die Umstehenden. Dreimal schwenkte er die Fahne, die Belgrano vor fünf Jahren zum erstenmal entrollt hatte, und rief mit starker Stimme: „Schwört, sie hochzuhalten bis in den Tod, wie ich es schwöre!“ — „Wir schwören!“ hallte es ihm tausendfach entgegen. Kanonensalven erschütterten die Luft, daß man sie weit bis in die Berge hörte.

*

Am 18. Januar begann der Auszug der Truppen. Das Heer bestand aus 4000 Mann Kampftruppen, 2000 Mann Miliz (Arbeits-truppen), einigen Hundert Maultiertreibern und anderen Hilfsmannschaften. Es führte mit sich 21 Kanonen verschiedenen Kalibers (einige hatte Beltrán, jetzt der Führer des Geschützparkes, aus dem Metall von Glocken hergestellt), 1600 Pferde, 10 000 Maultiere, 600 Rinder, Lebensmittel und Futter für einen Monat, große Mengen an Gewehrmunition, Kanonenkugeln und Granaten, an Seilen und Hebewerkzeugen für den Transport, auch eine Druckerei zur schnellen Anfertigung von Proklamationen.

Nur einige von den obersten Offizieren wußten genau, wohin es ging. San Martín wählte, um den Übergang möglichst schnell zu bewerkstelligen, zwei Wege: die beiden, die sich bei Uspallata gabeln, der eine nördlich, der andere südlich das Aconcagua-Massiv (6835 m) umkreisen und sich auf einer kleinen Ebene, jenseits der Hochketten wieder treffen. Den südlichen, kürzeren Weg ging die Heeres-Gruppe des Obersten Las Heras, den nördlichen die Vorhut unter dem Generalstabschef Soler und die Nachhut unter O'Higgins. Zugleich fiel eine kleine Truppe vom Nordheere Belgranos unter Cabot durch den Paß Portezuela in die nördlich von Santiago gelegene Provinz Coquimbo und eine andere durch den Planchón-Paß unter dem Chilenen Ramón Freire in den Süden Chiles ein. Diese beiden Flügelgruppen, die voneinander 2000 Kilometer entfernt waren, leisteten durch ihren mit außerordentlicher Bravour vorgetragenen Angriff einen großen Dienst: sie unterbrachen die Verbindung der feindlichen Divisionen, stifteten

Verwirrung in der Führung der spanischen Truppen und brachten die Provinzen, die sie durchzogen, zur Erhebung.

San Martín folgte erst, als das Gros abgerückt war. Sein Abschied war schnell und unauffällig. Frau und Tochter ließ er nach Buenos Aires bringen.

Der Übergang vollzog sich programmgemäß. An jedem Tag wurde die vorgesehene Strecke bewältigt. Allerdings unter Schwierigkeiten, die die härtesten Anforderungen an die Mannschaften stellten. Über steile, manchmal ganz schmale Felswege, an tiefen Abgründen vorbei, mußten die Geschütze und der Train gezerzt werden. Die Kraft der Ochsen und Maultiere war oft am Versagen, die Soldaten mußten ziehen und schieben helfen. Die Kälte und die immer dünner werdende Luft machten sich bei den Anstrengungen doppelt fühlbar, zumal die wenigsten von den Leuten an das Hochgebirgsklima gewöhnt waren.

Was wäre aus der Expedition geworden, wenn San Martín nicht für jeden Notfall vorgesorgt hätte! Manch einer, der früher seine „Überbedachtsamkeit“ kritisierte, blickte jetzt dankbar zu ihm auf.

Vor der Cumbre, der höchsten Erhebung, die auf dem Marsch über Los Patos zu überwinden war (3430 m), überfiel San Martín ein Hagelsturm. Er stieg von seinem Maultier, ruhte sich an einer geschützten Stelle aus. Dann tat er einen kräftigen Schluck aus der Kognakflasche seines Adjutanten, rauchte eine Zigarette und weiter ging es. Als der Himmel sich hellte und die ungeheure Majestät des Aconcagua sichtbar wurde, ließ er die Kapelle, die gerade vor ihm zog, die argentinische Hymne spielen. Mit neu entfachtter Begeisterung wurde die Cumbre bezwungen.

Am 8. Februar schlug San Martín sein Quartier bei San Felipe auf. Er befand sich auf jener kleinen Ebene, auf der sich die Heere treffen sollten. Und genau, wie verabredet, hatte sich am gleichen Tage die Division Las Heras, die den leichteren und kürzeren Weg hatte und darum ihren Marsch öfters verzögerte, des Ortes Santa Rosa auf derselben Ebene bemächtigt. In knapp drei Wochen war der Andenübergang vollzogen — eine der größten Leistungen dieser Art in der Kriegsgeschichte.

Marcó, der im Ganzen über 6000 Mann verfügte, wäre der Heeresmacht San Martíns überlegen gewesen. Aber durch die irreführenden Nachrichten und durch den Einbruch der beiden Flügelgruppen im Norden und Süden war er verleitet worden, seine Kräfte hin und her zu schieben und zu teilen. Zum Schutze der Hauptstadt Santiago, der sich San Martín nach einigen siegreichen Scharmützeln jetzt näherte, hatte er nur 2000 Mann zur Verfügung. Der General Maroto riet ihm, diese Truppen mit den andern, die er am Flusse Maule zum Schutze des Planchón-Passes postiert hatte, so schnell wie möglich zu vereinigen und Santiago preiszugeben. Das ging aber wider die Ehre Marcós. Und so mußte sich Maroto dem mehr als doppelt überlegenen Feinde stellen. Er bezog eine starke Stellung auf einem erhöhten

Gelände, das die Senkung von Chacabuco beherrschte. Dort kam es am 12. Februar zur Schlacht.

Die Linke der Patrioten, die von den gegenüberliegenden Berghängen herabstiegen, griff unter O'Higgins voreilig an. Hatte den tapferen Mann ein blinder Kampfeifer ergriffen oder hatte er die Weisung San Martíns falsch verstanden? Der Plan San Martíns ging dahin, daß die Rechte unter Soler, durch das Zentrum und die Linke zunächst nur gestützt, mit aller Macht einen Schlag gegen die linke Flanke des Feindes führen und sie umgehen sollte. Jetzt schien aber alles verwirrt. O'Higgins kam in Bedrängnis. San Martín erkannte jedoch sofort die Situation. Er eilte O'Higgins mit Nachdruck zu Hilfe und gab an Soler, der noch ziemlich weit zurück war, den Befehl, mit größter Geschwindigkeit vorzurücken. Inzwischen unternahm O'Higgins einen neuen Angriff und gewann langsam an Boden. Doch schwerlich wäre es hier zu einer Entscheidung gekommen. Die Spanier kämpften heldenmütig und verfügten über eine überlegene Artillerie. Erst als der Vorbruch Solers erfolgte, kamen sie ins Wanken. Großartig bewährte sich die alte Reiterei San Martíns. Es gelang ihr eine vollkommene Umgehung. Das Karrée, das der Feind in der Not bildete, mußte schließlich die Waffen strecken.

San Martín berichtete an die Regierung: „600 Gefangene, 450 Tote, 1 Fahne, über 1000 Gewehre und 2 Kanonen sind das Ergebnis dieses ruhmvollen Tages. Unser Verlust beträgt nur 100 Mann.“

Obwohl bei Chacabuco nur ein Teil des feindlichen Heeres vernichtet wurde, wirkte sich der Sieg doch entscheidend aus. Das Land war in Aufruhr. Die zerstreuten spanischen Abteilungen gingen entweder zu den Patrioten über oder mußten sich der Übermacht der bewaffneten Volksmasse ergeben. Bis auf einen Teil im Süden, wo sich Reste des feindlichen Heeres sammelten, war Chile befreit. Am 14. Februar rückte San Martín, von einer begeisterten Menge empfangen, in Santiago ein. Sein Erstes war eine Danksagung an seine geliebte Provinz Cuyo, der er in seiner Bescheidenheit den größten Anteil an seinem Siege zuschrieb. Er schloß mit den Zeilen: „Der Feldzug ist zu Ende, bevor er noch recht begonnen hat.“

*

Eine Versammlung von Standesvertretern, die der Stadtrat von Santiago einberufen hatte, trug San Martín die oberste Staatsgewalt an. Mit aller Entschiedenheit wies der „Kapitän der Anden“ das ehrende Anerbieten zurück. Er habe nur eine militärische Aufgabe zu erfüllen und er denke nicht daran, sich mit Angelegenheiten der Landesregierung zu befassen. Darauf wurde, auf seinen Vorschlag hin, O'Higgins zum Staatsoberhaupt gewählt.

Aufrichtige Bescheidenheit, nicht prunkende Uneigennützigkeit eines Tribünen, ließ San Martín auf Ehren verzichten, die der Sache nichts nützten. Er stand so einfach und würdig vor dem Volke, das er befreit hat, daß sich selbst die Schmeichelei nicht an ihn heranwagen konnte.

Auch seine äußeren Gewohnheiten änderten sich nicht, als das Schicksal ihn jäh emporgehoben hatte. Im Bischofspalast, wo er wohnte, zeigte er sich nur bei großen Empfängen in der Staatsuniform. Er lebte wie sonst im Feldlager. Er stand um fünf Uhr morgens auf, ging in die Küche, richtete sich meist selber sein Frühstück und arbeitete bis um die Mittagsstunde. Dann „tafelte“ er aber nicht, sondern begab sich wieder in die Küche und nahm dort sein bescheidenes Mahl ein. Sein einziger Luxus war der Wein von Mendoza, dem er sehr gerne zusprach und der ihm auch in Chile nicht fehlen durfte. Zum Mittagmahl der Offiziere seiner Begleitung erschien er nur, um noch ein wenig mit ihnen zu plaudern. Dabei konnte er einen gesunden Humor zeigen.

Als ein Ritter ohne Furcht und Tadel trat er dem gefangenen Feinde gegenüber. Marcó fiel in die Hände der Sieger, als er sich in Valparaiso, dem Hafen Santiagos, einschiffen wollte. Der spanische Resident hatte noch kurz zuvor viel häßliche Dinge über den „Rebellenführer“ verbreitet, und San Martín erinnerte sich der schnöden Antwort, die er vor Jahresfrist dem Parlamentär Alvarez Condarco mitgab, als er von Argentiniens Unabhängigkeitserklärung Kenntnis genommen hatte, — „Ich unterzeichne“, hieß es am Schlusse seines Schreibens, „mit einer reinen Hand, nicht mit einer befleckten, wie Sie.“ San Martín hätte jetzt, da Marcó als Gefangener in den Bischofspalast eingeliefert wurde, ihn den Schimpf entgelten lassen können. Aber er kam Marcó mit herzlichem Ausdruck entgegen, reichte ihm die Rechte und sagte mit einem feinen Lächeln: „Señor, legen Sie getrost Ihre reine Hand in die meine!“ Da wurden die Feinde — Freunde.

Einen kleineren Feind wußte San Martín schlagfertig mit einem Witz zu bestrafen. Es hatte Zapata, ein Augustiner-Pater, gegen ihn gelästert: „San Martín! Der Name allein ist ein Frevel wider Gott! Wer möchte diesen Unhold ‚San‘ (‚Heilig‘) nennen? Nein, nennt ihn nur Martín, wie seinen Namensvetter Martin Luther, den schlimmsten aller Ketzer und Aufrührer!“ — Nach seinem Einzug in Santiago ließ sich San Martín den Mann kommen. „Ich höre, Sie haben mir den Namen verkürzt, mir das ‚San‘ weggenommen . . . Welchen Namen haben Sie?“ — „Zapata“, gab zitternd der Mönch zur Antwort. „Das trifft sich gut!“, meinte San Martín. „Jetzt nehme ich Ihnen das ‚Za‘! Sie werden sich, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, in Zukunft nur noch ‚Pata‘ (‚Ente‘) nennen!“

San Martín war nicht dazu gestimmt, sich auf Lorbeeren auszu-ruhen. Nachdem er seinen repräsentativen Pflichten bei den Siegesfeiern Genüge getan und die Division Las Heras zur Unterwerfung der Provinz Concepción, wo der spanische Oberst Ordóñez neuen Widerstand organisierte, nach Süden entsandt hatte, um sich mit dem tapferen Freire zu verbinden, — brach er selber schleunigst nach Buenos Aires auf. „In Wahrheit“, sagt ein Historiker, „ging der Weg nach Lima“. Und wirklich war der Zweck seiner Reise kein anderer, als die Siegesstimmung zu nützen, die Mittel zu beschaffen, die er zur

Ausführung seiner Expedition nach Perú benötigte. Chacabuco bedeutete für ihn nur eine Etappe, Lima war das Ziel!

Es hielt ihn auf seiner Reise nicht lange in Mendoza, wo die Weilen der Begeisterung hochgingen. Es trieb ihn in Eilfahrt weiter, obwohl ihn sein altes Brustleiden quälte. Pueyrredón wollte ihm einen triumphalen Empfang bereiten. Da war er schon nachts, von niemanden bemerkt, in Buenos Aires eingefahren.

Er verbrachte die wenigen Tage seines Aufenthaltes zurückgezogen im Kreise seiner Familie, pflegte im Übrigen geheime Besprechungen mit Pueyrredón. Es wurde die Gründung einer pazifischen Flotte beschlossen, die den Transport nach Lima schützen und die Küste Perús blockieren sollte. 200 000 Pesos, die aus Chile kamen, wurden zum Ankauf von Schiffen in Nordamerika bestimmt.

Dasselbe hatte auf eigene Faust José Miguel Carrera versucht. Der ruhmstüchtige ehemalige Diktator Chiles war 1815 nach Washington gefahren und hatte dort vermögende Gesinnungsgenossen gefunden, die ihm die Ausrüstung einer kleinen Flotte zusagten. Carrera beabsichtigte, mit den in Buenos Aires lebenden Chilenen die Spanier aus seinem Vaterlande zu vertreiben und sich wieder an die Spitze des Staates zu stellen. Er kam nach Buenos Aires zurück — und mußte dort erfahren, daß San Martín ihm zuvorgekommen und Chile schon befreit war. Dennoch wollte er von seinem Abenteuer nicht abstehen. Ihm kam, wie er meinte, allein die Regierung Chiles zu, und er machte schon den Versuch, eines der gemieteten Schiffe unter Segel gehen zu lassen. Aber Pueyrredón sah die Gefahr, die Chile von dem heißblütigen Demagogen drohte, und ließ ihn festsetzen. Später besuchte ihn San Martín im Gefängnis, bemühte sich redlich, den Aufgebrachten zu beruhigen, ihm klarzumachen, daß der wahre Patriot erst zuletzt an sich selber denken dürfe, bot ihm schließlich den Gesandtschaftsposten in Washington an. Doch wie ein vertriebener Fürst pochte er hartnäckig auf sein Recht und wies dem Gutwilligen die Tür. Kurze Zeit später gelang es Carrera zu entfliehen. Er stellte sich unter den Schutz der portugiesischen Regierung, die mittlerweile Montevideo und die Banda Oriental annektiert hatte, eröffnete einen neuen Verleumdungsfeldzug gegen O'Higgins und San Martín, spann ein Netz von Intrigen und Verschwörungen, das bis nach Chile reichte und den Regierungen in Buenos Aires und Santiago viel zu schaffen machte.

San Martín konnte noch viel Waffen und sonstiges Kriegsmaterial in Buenos Aires besorgen. Auch warb er eine Reihe ausländischer Offiziere an, die die napoleonischen Kriege mitgemacht hatten. Von den wenigen Deutschen, die sich ihm anschlossen, wurde Oberst Friedrich Branden einer der treuesten Freunde San Martíns und zeichnete sich später (ebenso wie Clemens Althaus, der nach der Befreiungszeit sich in Perú niederließ und eine hohe militärische Stellung erlangte) als einer seiner besten Offiziere aus.

Im Galopp ging es wieder zurück nach Chile. Dort waren ihm viele Ehren, aber auch viele Sorgen bereitet. Mit großen Geschenken

wollten die Bürger ihm ihre Dankbarkeit beezugen. Er wies sie alle ab oder verwandte sie für wohltätige Stiftungen. Nur ein Landgut nahm er an — unter der Bedingung, daß ein Teil der Erträge einem Frauenhospital zukäme. Doch schmerzlich empfand er ein kaum verborgenes Mißtrauen zwischen Argentiniern und Chilenen, das geflissentlich von den Anhängern Carreras genährt wurde. Und wenig erfreulich stellte sich ihm die Kriegslage dar. Las Heras war auf seinem Marsche nach dem Süden nicht recht vorwärtsgekommen. Der umsichtige Gegner Ordóñez verstand es, die Verzögerung zu nützen, verstreute spanische Abteilungen heranzuziehen und in Talcahuano, dem befestigten Hafen von Concepción, zu konzentrieren. Er bekam auch bald Verstärkung aus Perú. Trotz einiger Teilerfolge der Patrioten, deren Führung später O'Higgins übernahm, schien es doch so, als wenn sich dort ein „endloser Krieg“, den San Martín kräftige Führung gerade vermeiden wollte, entwickelte. Im Dezember 1817 mißlang ein Generalangriff auf die Festung unter empfindlichen Verlusten. Gewaltige Regengüsse, die in Südkile monatelang andauern, machten die Lage des Patriotenheeres immer schwieriger.

San Martín litt um diese Zeit unter einer schweren Depression. Dazu kam ein körperlicher Verfall mit so bedrohlichen Anzeichen, daß die Ärzte ihn schon, wie er sich selber, für einen Todeskandidaten hielten. „Glauben Sie“, schrieb er damals an einen Freund, „es hilft keine Philosophie gegen die Vorstellung vom nahen Grabe und gegen die Gewißheit, daß ihm nicht zu entrinnen ist. Und wüßten Sie, wie ich unter ständigen Erregungen zu leiden habe — hier inmitten eines Landes voll unsagbarer Schönheiten! Alles widerstrebt mir hier, die Menschen im Besonderen, deren Charaktere nicht zu meinen Grundsätzen passen. Es kommt alles zusammen, mir das Dasein trostlos zu machen. Zwei Monate vollkommener Ruhe, bei meinen tapferen Mitbürgern von Mendoza verbracht, würden mir vielleicht das Leben wiedergeben können . . .“

Dieses allzu düstere Stimmungsbild, das seinem krankhaften Zustande entsprach, wurde allerdings bald durch ein anderes abgelöst, in dem er Licht und Schatten gerechter verteilte: „Sie wissen, daß diese Teufel unsere Sache — oder besser: die Sache Amerikas — verdorben hätten, wenn es nicht glücklicherweise an führender Stellung Männer gäbe, die sie ihren Klauen mit kunstgerechtem Zugriff entrissen hätten. So ist eine meiner Absichten, die ich mit so viel Nachdruck verfolgt habe, erreicht: eine Regierungsform aufzurichten, die Schlagkräftigkeit und Sicherheit gewährleistet und deren festgefügtter Unterbau den politischen Leidenschaften trotzen und Schwankungen verhüten kann, wie sie immer in Zeiten der Revolution auftreten.“ San Martín meinte die Einsetzung eines ständigen Rates, der in O'Higgins' Vertretung die Regierungsgeschäfte übernahm und ihm später, statt eines Parlaments, zur Seite stand.

Zu Beginn des Jahres 1818 — nach einem Erholungsurlaub, den er auf einem Landgut zubrachte — war San Martín wieder hergestellt. Gerade zur Zeit, als eine neue Gefahr ihn auf den Plan rief. Er hatte

erfahren, daß Pezuela, jetzt Vicekönig von Perú, eine starke Heeresmacht unter Osorio nach Talcahuano senden wolle, um Chile wiederzuerobern. Er wußte sogar über alle Einzelheiten dieses Planes Bescheid. Denn schon im November hatte er auf einem neutralen englischen Schiff einen Botschafter nach Lima gesandt, um mit Pezuela über den Austausch von Gefangenen zu verhandeln. Pezuela zeigte sich entgegenkommend — indessen konnte der Botschafter sich umsehen und von heimlichen Patrioten genaue Angaben über die schon ausgerüstete Expedition erhalten . . .

„Seit ich die Nachricht vom Kommen der Spanier erhalten habe, sind meine Anfälle und Gebrechen wie verflogen! Das ist ein gutes Vorzeichen“, schrieb er an O'Higgins, und er gab ihm den Befehl, die Belagerungstruppen bis zum Rio Maule zurückzuziehen, alle Einwohner der umliegenden Ortschaften und alles vorhandene Vieh und Korn mitzunehmen, damit der Feind sich nicht verproviantieren könne. Er zog alle Rekruten, die er inzwischen hatte ausbilden lassen, in einem Feldlager bei Valparaiso zusammen, um sie später mit den Südtruppen zu vereinigen. So hatte er bald ein Heer von über 9000 Mann unter Waffen. Sein Feldzugsplan: den Feind immer weiter nach Norden zu locken, durch langen Marsch zu ermüden und ihn auf ebenem Gelände, wo er seine überlegene Reiterei einsetzen konnte, zu treffen.

Zuvor aber sollte noch in einer feierlichen Form die Unabhängigkeit Chiles erklärt und das chilenisch-argentinische Freundschaftsbündnis geweiht werden. Das geschah durch Volksabstimmung am 12. Februar 1818, am Jahrestage von Chacabuco. Feuerwerke, Pantominen und Umzüge folgten dem Staatsakte. Aller Überfluß wurde auf festlichen Banketts ausgebreitet. Die Flamme der Begeisterung, die schon zu verlöschen gedroht hatte, loderte hoch auf, ergriff Arm und Reich. Es war ein Verbrüderungsfest zweier Nationen, wie es Südamerika noch nicht erlebt hatte.

Am 6. März vereinigten San Martín und O'Higgins ihre Heere. Ihre Gesamtzahl betrug fast 10 000 Mann, während der Feind über 5000 verfügte. Am 15. März kamen die Vorposten bei der Stadt Talca in Fühlung. Der Feind zog sich auf das Feld Cancha Rayada zurück, stellte sich in Schlachtordnung auf. Aber weil die Nacht hereinbrach, unterließ es San Martín, anzugreifen. Um für den nächsten Tag eine bessere Stellung zu gewinnen, nahm er eine Umgruppierung vor. Sie war noch nicht ganz beendet, als plötzlich wie ein Unwetter der Spanier über die Flanke hereinbrach, die O'Higgins zu bilden im Begriff war. Es entstand eine entsetzliche Verwirrung. Die Finsternis ließ Freund und Feind kaum unterscheiden. Die Kavallerie löste sich auf. Keine Signale, keine Befehle wurden mehr gehört. Die Kanonen wurden im Stich gelassen. Alles flutete zurück. O'Higgins, der verzweifelt kämpfte, wurde von einer Kugel der rechte Arm zerschmettert. San Martín nahm sich seiner an, brachte ihn auf beschwerlichen Wegen in Sicherheit. Tags darauf, in San Fernando, sammelte er die

Reste seines Heeres. Er gab den kurzen, keineswegs beschönigenden Bericht aus: „Als das Heer meines Kommandos in der Umgebung von Talca lagerte, wurde es vom Feind geschlagen und erlitt eine fast vollkommene Auflösung, die mich zwang, den Rückzug anzutreten. Ich bin augenblicklich mit gutem Erfolge beschäftigt, die Truppen zu sammeln. Ich zähle schon 4000 Mann. Ich hoffe, sehr bald die ganze Heeresmacht wieder zu vereinigen und meinen Rückzug bis Rancagua fortzusetzen. Wir haben die Artillerie des Andenheeres verloren, aber die Chiles haben wir retten können.“

Ein Glück im Unglück: die Division Las Heras war vom Feinde nicht bedrängt worden, konnte sich ohne Verlust zurückziehen und mit San Martín Verbindung aufnehmen.

Die Bevölkerung in Santiago war auf die erste Nachricht hin vom Schrecken wie gelähmt. Dann brach eine Panik aus. Viele flohen zum Meere, andere hießen auf ihren Häusern die spanische Fahne.

Am 25. März ritt San Martín in Santiago ein. Er war staubbedeckt und sah sehr ermüdet aus. Die Leute umdrängten ihn, fragten ihn. Er sagte nur: „Nicht verzweifeln! Noch lebt das Vaterland und es wird siegen!“

Sein Feldlager bei Valparaiso verfügte über Reserven. Noch zehn Tage voll fieberhafter Anstrengung. Dann war sein Heer wieder 5000 Mann stark, kaum dem feindlichen an Kraft und Zahl unterlegen.

Der Feind war indessen schon nahe an die Hauptstadt herangekommen. San Martín zog ihm entgegen. Am Morgen des 5. April beobachtete er, als einfacher Landmann verkleidet, von einem Hügel aus, wie sich auf einer dreieckigen Erhebung, nördlich des kleinen Flusses Maipú, der Feind gruppierte. Sofort erkannte er, daß die dazwischenliegende Ebene für den Einsatz seiner Reiterei sehr günstig war. Er eröffnete den Kampf mit der rechten Flügeldivision Las Heras. Zunächst ohne sichtlichen Erfolg. Aber die Artillerie schoß nun über die Truppen hinweg, riß tiefe Bahnen in die feindlichen Reihen. Zugleich ging an der äußersten Flanke die Reiterei zum Angriff über. Jetzt mußte die feindliche Front auf dieser Seite nachgeben, und sie war bald von der Reiterei überflügelt. Auf der anderen Seite waren die Spanier zunächst sehr im Vorteil, aber auch hier gelang San Martín nach Einsatz seiner Reserven die Umklammerung. Schon war der Sieg sicher. „Gloria! Retter Chiles!“, rief O'Higgins, den es trotz seiner Verwundung nicht zu Hause duldete, dem vorbereitenden San Martín zu. Der erwiderte: „Chile wird es nicht vergessen, daß Einer Heilung seiner Wunde auf dem Schlachtfelde suchte!“

Der Sieg von Maipú bedeutete die endgültige Befreiung Chiles. Er war so vernichtend, daß Osorio kaum ein Fünftel seines Heeres nach Talcahuano retten konnte. Er war das Meisterstück des Feldherrn San Martín.

Die Brücke zum Ausland:

Spanisches Konzert im „Haus der Länder“

Am Abend des 1. Dezember 1936 war das „Haus der Länder“ eine Stätte der Darbietung edelster Kunst.

Die deutschgebürtige Wagnersängerin der Madrider Staatsoper, Frau Carlota Dahmen-Chao, und José Cubiles, der leitende Professor der Spanischen Musikhochschule in Madrid, beide z. Zt. als spanische Flüchtlinge in Berlin, hatten ihr großes Können in den Dienst einer Veranstaltung gestellt, deren Ertrag ihren unglücklichen Volks- und auch deutschen Schicksalsgenossen helfen soll, die vor den Schrecken des blutigen spanischen Bürgerkrieges in Berlin Schutz gesucht haben.

Frau Dahmen-Chao hat schon Jahre hindurch als Interpretin deutscher Opern und Lieder rühmlichst in Spanien gewirkt und von dort aus als gefeierter Gast die Metropolen Nord- und Südamerikas bereist. Sie brachte auch bei dieser Gelegenheit deutsche Musik neben spanischen Liedern zu Gehör. Der beliebte Berliner Kammermusiker, Professor Michael Raucheisen, hatte die Liebenswürdigkeit, mit seiner bekannten Meisterschaft die Begleitung dazu zu übernehmen.

So wurde der Abend vor ausverkauftem Hause auch in künstlerischer Hinsicht ein voller und schöner Erfolg.

Als Veranstalter des Konzerts hatte sich die Deutsch-Spanische Gesellschaft, die auch unter dem Vorsitz von General Faupel steht, zusammengefunden mit dem von der Auslandsorganisation der NSDAP. gebildeten Hilfsausschuß für Spanien-Deutsche und mit der „Gesellschaft für Länderkunde“. Auch das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda hatte sein Interesse an dem Zustandekommen des Abends dadurch bekundet, daß der Leiter seiner Auslandsabteilung, Herr Ministerialrat Hasenöhl zur Eröffnung einleitende Worte sprach, in denen er den Gedanken der Veranstaltung präziserte:

Es sei höchste Menschenpflicht, sich derer anzunehmen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Gegenüber den Spanienflüchtlingen sei dies für uns noch verpflichtender, da deren weltanschaulicher Kampf gerade von uns Deutschen voll mitempfunden werde.

Nach der Durchführung des Programms wurden die Besucher durch eine ergreifende spontane Kundgebung überrascht. Um seinen Dank für die Veranstaltung zu Gunsten der spanischen Flüchtlinge auszusprechen, betrat der Führer der in Berlin weilenden Gruppe spanischer Falangisten, Dr. Maestro, das Podium und widmete zunächst in spanischer, dann in deutscher Sprache zündende Worte dem Gedanken der Schicksalsverbundenheit des spanischen mit dem deutschen Volke in seiner gemeinsamen Abwehr der kommunistischen Weltgefahr.

Während seiner Ansprache hatten zwölf Blauhemden der „falange española“ vor dem Podium Aufstellung genommen.

Nach dem Dr. Maestros Worte endenden Doppelrufe „Es lebe Spanien! Heil Hitler!“ erklang, zum erstenmal an öffentlicher Stelle in Deutschland, das Falangistenlied, unter dessen Klängen neben der bereits wehenden alten rot-gelb-roten Flagge Spaniens die Falangistenfahne gehißt wurde. Die unmittelbar folgenden deutschen Hymnen schlossen den Abend, der durch den unprogrammmäßigen Zusatz eine besondere Feierlichkeit erhielt.

Querschnitte

Sowjetrußlands Diebstahl an fremdem geistigem Eigentum

Im Zusammenhang mit dem Internationalen Autorenkongreß veröffentlicht „Hochschule und Ausland“ nachstehende interessante Zusammenstellung, die besondere Aufmerksamkeit verdient und alle kulturell produktiven Völker gleichermaßen schädigt: der fortwährende Diebstahl Sowjetrußlands an dem geistigen Eigentum fremder Nationen.

Die Anfertigung und der Vertrieb von Übersetzungen aus fremden Sprachen geht in den Formen anerkannten internationalen Rechts vor sich. Nur wenige Nationen schließen sich von diesem Wege aus. Gerade sie aber treiben zum Teil einen ungeheuren Raubbau an dem geistigen Gut, das andere Nationen erarbeitet haben. Dieser Raubbau schädigt nicht nur das deutsche geistige Gut, sondern das aller west- und mitteleuropäischen Nationen, die sich der Berner Konvention zum Schutze des geistigen Eigentums angeschlossen haben.

Der Störer unserer Kultur ist auch in diesem Falle in erster Linie Sowjetrußland, das jetzt seit mehr als einem Jahrzehnt diese Politik schamlosen Diebstahls durchführt. Sowjetrußland hat Jahr für Jahr Hunderte von Werken west- und mitteleuropäischer Schriftsteller ohne Entschädigung und ohne Fühlungnahme mit dem Autor übersetzt. In dem Werk „Pecat, SSSR r. 1934 godu“, Moskau 1935, Verlag der Staatlichen Zentralbücherkammer, wurden soeben die Ziffern für das Jahr 1934 in der UdSSR vorgelegt. Danach wurden 348 deutsche Bücher übersetzt und in 3 166 000 Exemplaren in Rußland verbreitet. Die

Zahl des Raubes an englischen Büchern betrug 234 mit 2 240 000 Exemplaren, an französischen Büchern 111 mit 1 498 000 Exemplaren, an italienischen Büchern 15 mit 102 000 Exemplaren, an polnischen Büchern 11 mit 75 000 Exemplaren. Die Ziffern der vorhergehenden Jahre sind ähnlich. An deutschen Werken wurden ins Russische übersetzt:

1927	1928	1929	1930	1931
400	498	350	418	450

Die Übersetzungen bringen das Werk meist in seinem vollen Umfange. Sie enthalten aber zudem ein Vorwort des russischen Bearbeiters, in welchem die „Bürgerliche Ideologie“ des Verfassers entlarvt wird. Die Übersetzung erfolgt dabei nach einem ganz festen Plan des Staatsverlages. Zwar hat auch das zaristische Rußland niemals der Berner Konvention angehört, auch hat damals kein Urheber-Rechtsvertrag bestanden, so daß Nachdrucke und Übersetzungen und umgekehrt in den westeuropäischen Staaten immer frei waren. Die Verhältnisse haben sich für West- und Mitteleuropa insofern aber verschlechtert, als früher in Rußland eine gebildete Oberschicht vorhanden war, welche diese Sprachen beherrschte und einen recht lebhaften Bedarf an Büchern in den Originalsprachen hatte, den sie auf dem Wege des Buchhandels deckte. Heute besteht allein ein organisierter Raubbau. In letzter Zeit hat es den Anschein, daß die Ergebnisse fremder Forschung nicht einmal mehr unter dem Namen ihres Verfassers erscheinen, sondern sowjetisch getarnt vorgelegt werden.

Auf seiner Rückreise aus dem Orient hat der Erbauer des Reichssportfeldes in Berlin, Prof. Architekt Werner March, in Wien einen Vortrag über die Olympiabauten gehalten. Professor March teilte mit, daß er in **Kairo die Vorarbeiten zur**

Einrichtung einer großen Sportanlage abgeschlossen, in **Ankara** auf Einladung der türkischen Regierung Anordnungen zum Bau eines Stadions getroffen habe und in **Bagdad** beauftragt worden sei, ein Museum zu bauen.

Dem Gedächtnis zweier großer Auslandsdeutscher

Ernst von Bergmann, dem Meister der Chirurgie, zu seinem 100. Geburtstage

Begründer der neuzeitlichen Kriegschirurgie und der große Erzieher der deutschen Militärärzte ist der Balte Ernst von Bergmann. Am 16. Dezember 1836 in Riga geboren, entstammt er einer alteingesessenen, angesehenen deutschbaltischen Familie, die im siebzehnten Jahrhundert unter den Schweden ins Land gekommen war. Auch als Peter der Große Livland dem großen russischen Reich einverleibte, blieben die von Bergmanns Deutsche, trotz ihrer russischen Staatsangehörigkeit.

Deutsch war darum die Erziehung des jungen E. v. Bergmann im Vaterhaus und deutsch war die Universität Dorpat, die er 1854 bezog. Hier lernte er schon am ersten Tage die Kräfte kennen, die an dieser heiß umstrittenen deutschen Hochschule rüttelten. Mit 28 Jahren begann er nach einem gründlichen Studium bereits

seine Lehrtätigkeit an der gleichen Hochschule, wo er dann bis 1878 als Professor für Chirurgie weiterwirkte.

Seine Teilnahme als Arzt an den Kriegen 1866 und 1870/71 entsprang nicht nur dem berechtigten Wunsche des Forschers, die große Schule aller Chirurgen, den Krieg, kennen zu lernen, sondern es bestimmte ihn doch ebenso stark seine Verbundenheit mit Deutschland dazu, sich zur freiwilligen Hilfeleistung zur Verfügung zu stellen. Diese beiden Kriege und der Russisch-Türkische Krieg sind seine Lehrmeister geworden.

Was Bergmann so im einzelnen erprobt hatte, wurde Allgemeingut der deutschen Kriegschirurgie, als Bergmann im Jahre 1882 als Professor für Chirurgie an die Universität Berlin und gleichzeitig an die berühmte Kaiser-Wilhelm-Akademie berufen wurde.

Friedrich List zur 90. Wiederkehr seines Todestages

Die Entwicklung Friedrich Lists, gestorben am 30. November 1846, zum Begründer der von nationalem Geist und politischem Willen getragenen Volkswirtschaftslehre, zum Vorkämpfer der deutschen Zolleinheit, des deutschen Eisenbahnwesens und einer, freilich viel später erst der Verwirklichung zugereiften, zugleich welt- und nationalpolitischen deutschen Staats- und Volkswirtschaft hängt eng zusammen mit seinen vielen, längeren und kürzeren Reisen und Aufenthalten im Auslande, vor allem aber mit seiner Auswanderung nach Amerika und den dort gewonnenen Eindrücken, Erfahrungen und Beziehungen.

Unter dem Drange, seine Ideen über den Hörsaal hinaus wirken zu lassen, wird er, der 30jährige Professor der neuen Lehrkanzel für Staatspraxis in Tübingen, zum Konsulenten des von ihm begründeten „Deutschen Handelsvereins“, zum leidenschaftlichen Kämpfer für Aufhebung der Binnenzölle und Zolleinheit, gegen Schreibertum und Bürokratie, deshalb zum politischen Gefangenen auf dem Hohenasperg und, gegen Auswanderungsverprechen, zum haftentlassenen Verbannten. Nach unsteter Wanderung landet er 1825 in den Vereinigten Staaten. Bei erster Gelegenheit greift er in die wirt-

schaftlichen Kämpfe Pennsylvaniens ein, er entdeckt auf einem Ausfluge in die „Blauen Berge“ ein Kohlenlager, bringt dafür rasch eine Kapitalgesellschaft zusammen, baut eine Eisenbahn, gründet Städte, gibt aber, unwiderstehlich getrieben, seine Kenntnisse dem Vaterlande nutzbar zu machen, alle seine amerikanischen Aussichten auf, um 1830 in die alte Welt zurückzukehren. „Im Hintergrunde aller meiner Pläne liegt Deutschland“, schrieb er, als er noch nach Kohlenminen suchte und schon von einem deutschen Eisenbahnsystem träumte.

Im Verlaufe der täglichen Kämpfe, sagt er zehn Jahre später in seinem Hauptwerke „Das nationale System der politischen Ökonomie“, habe er die Verbundenheit der Wirtschaft mit den Zuständen des Landes und der Nation kennengelernt. Das beste Werk über politische Ökonomie könne man in Amerika lesen, es sei das Leben.

Von Leipzig, dann von Paris, seit 1842 von Augsburg aus entfaltet er bis zu seinem tragischen Ende 1846 eine reiche Wirksamkeit als erfolgreicher Verfechter der Leipzig-Dresdner Eisenbahn und des nach seinen Vorschlägen gebauten deutschen Bahnnetzes.

Kürzlich fand in Reval eine **Gedenkfeier** aus Anlaß der vor 500 Jahren erfolgten Gründung des **St.-Brigitten-Klosters** bei Reval statt. Das St.-Brigitten-Kloster — heute nur noch eine Ruine — wurde im Zeitraum von 1407 bis 1436 von drei deutschen Revaler Ratsherren als deutsches Ordenskloster erbaut und der Hl. Brigitta von Schweden geweiht; das Kloster beherbergte hauptsächlich Nonnen, aber auch Mönche, und die Weihe erfolgte am 15. August 1436. 1577 wurde es von den Kriegshorden Iwans des Schrecklichen bis auf die heute noch ragenden Mauern zerstört. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Verschiebung, die sich in der kulturellen und geschichtlichen Auffassung des Estentums in bezug auf dieses Kloster vollzogen hat. Es gilt heute den Esten als Mittler zum Schwedentum. Dieser Standpunkt hat auch schwedischerseits Anerkennung gefunden; die seit 1930 im Kloster stattfindenden Ausgrabungen werden von namhaften schwedischen Gelehrten geleitet und mit schwedischer Geldhilfe durchgeführt. Bei der Gedenkfeier waren zahlreiche Gäste aus Schweden anwesend.

Vorgeschichtliche Estenburgen. Estland besitzt eine Reihe alter Estenburgen, die aus jener vorgeschichtlichen Zeit stammen, als das Land noch nicht von den Deutschen im Süden und von den Dänen im Norden besetzt war. Die Erforschung dieser Burgen wird nunmehr, insbesondere auch aus völkischen Beweggründen, systematisch in Angriff genommen. Ihren Mittelpunkt bildet zunächst die Estenburg Iru bei Reval. Die dort vorgenommenen Ausgrabungen haben bereits wertvolle kulturhistorische Funde zutage gefördert, aber ein einheitliches Bild wird sich erst bei der Fortsetzung und Ausdehnung dieser Arbeiten ergeben. Obgleich in diesem Zusammenhang betont wird, daß die Esten als Urvolk unumschränktes Recht in ihrem Lande besitzen müssen, werden die Forschungen doch objektiv und wissenschaftlich betrieben.

Vorchristlicher Grabfund. Im Dorfe Ardu in der Nähe von Reval stieß

man zufällig auf eine zweifellos indogermanische Grabstätte, die etwa 3600 Jahre alt sein dürfte. Man fand in dem Grabe das Skelett eines in der Rückenlage begrabenen Mannes, mit einem Kriegsbeil aus schwarzem Stein und einem Arbeitsbeil aus weißem Feuerstein zur Rechten. Bisher konnte nur das Kopfende des Grabes freigelegt werden, denn der Finder der Grabstätte gestattet das Weitergraben auf seinem Grund und Boden nur gegen eine angemessene Belohnung, über deren Höhe sich die zuständigen Instanzen noch schlüssig werden müssen.

Deutsche Kunstaussstellung in Buenos

Aires. Von Mitte November bis Anfang Dezember fand in Buenos Aires eine Kunstaussstellung statt, die vom Deutschen Volksbund für Argentinien organisiert war, und die den Zweck hatte, einen Überblick zu geben über die künstlerischen Leistungen der deutschen Maler und Plastiker, die in Argentinien leben oder lebten. Es war ein erster Versuch dieser Art; um so nachdrücklicher darf der weitgreifende Erfolg dieser Ausstellung begrüßt werden. Schon die Tatsache, daß für diesen Zweck die Ausstellungsräume des argentinischen Staates zur Verfügung gestellt wurden, darf als eine Anerkennung der deutschen Künstlerschaft in Argentinien betrachtet werden. Und während der Einweihungsfeier — die Ausstellung wurde vom deutschen Botschafter, Dr. Edmund Frhr. v. Thermann, feierlich eröffnet — wies Herr Nicolás Besio Moreno, der „Director Nacional de Bellas Artes“ (etwa „Reichskunstwart“) darauf hin, wie groß der Einfluß deutscher Künstler auf die argentinische Malerei sei; er machte darauf aufmerksam, daß der bisher bedeutendste Maler Argentinien, Fernando Fader, deutscher Abkunft gewesen sei, und richtete an den deutschen Botschafter die Bitte, er möge sich dafür einsetzen, daß baldmöglichst eine umfassende deutsche Kunstschau nach Buenos Aires gesandt werde, um den Künstlern und Kunstfreunden Argentinien ein Bild vom ge-

genwärtigen Stande des Kunstschaffens in Deutschland sowie neue Anregungen zu vermitteln.

Von den Kunstrichtern wurden fünfzehn deutsche Künstler und Künstlerinnen zugelassen, die im ganzen 90 Bilder und drei Plastiken ausstellten, wozu noch eine Serie von 50 kleinen Aquarellen, die argentinische Blumen darstellen, von Ursula von Zehmen kommen.

Wachsende Wüste

Aus „Gottes heiligem Land“, wie die Amerikaner gern ihren Erdteil nennen, kommen alarmierende Meldungen, daß das Land allmählich in eine unfruchtbare Sandwüste verwandelt wird. Man ist leicht geneigt, das Gespenst einer solchen Wandlung für übertrieben zu halten.

Der Fachmann spricht von einer Erosion des Bodens und er versteht darunter die Tatsache, daß die fruchtbare Bodenschicht, welche die Natur im Laufe der Jahrhunderte über felsigem Grund ablagerte, durch Sturm und Wasser wieder weggeweht und weggespült wird. Die riesigen Schnee- und Sandstürme der Jahre 1934 und 1935 haben diesen Erosionsvorgang der amerikanischen Öffentlichkeit eigentlich zum ersten Male recht zum Bewußtsein gebracht; denn sie haben etwa den zwölften Teil des bebauten Landes völlig vernichtet und etwa den sechsten Teil durch Sandverwehungen derart stark beschädigt, daß man an einer Erhaltung zweifelt.

Besonders die vorjährigen Stürme, die mit einer ungewöhnlichen Trockenheit zusammenfielen, haben ungeheure Verwüstungen angerichtet; sie haben zehn der fruchtbarsten unter den 48 amerikanischen Staaten betroffen; sie haben die lose, ohne Fruchtwechsel angebaute Ackerkrume der Prärien zu trockenem Staub verwandelt, der in wilden Stürmen über das Land brauste. Der Vorsitzende des amerikanischen Bodenerhaltungsdienstes sagt in einem amtlichen Bericht hierzu: Wenn die Erde der Farmen aus dem Westen Amerikas als Staub bis nach Boston, Baltimore und Südkarolina im Osten verweht wird, so werden diese Farmen wohl kaum jemals wieder nützlichen Zwecken zugeführt werden können. Man begreift den Pessimismus, der hierin zum Ausdruck kommt, wenn man hört, daß die Natur etwa vierhundert Jahre braucht, um auch nur

2,5 Zentimeter fruchtbaren Boden zu erzeugen, und daß man für den Nutzpflanzen-Anbau mindestens 15 Zentimeter einer solchen Bodenschicht benötigt.

Eine ganze Reihe von Ämtern und Organisationen ist bemüht, dem weiteren Umsichgreifen dieser „Staubschüssel“ im Innern des Landes entgegenzutreten und die drohende Wüste zu bekämpfen. Die Katastrophen sind nur eine Folge des rücksichtslosen Raubbaus, der in den verflochtenen Jahrzehnten an den amerikanischen Wäldern verübt worden ist.

Schon im Jahre 1920 war die Abnahme des Waldes in den Vereinigten Staaten doppelt so groß wie der Zuwachs und wenn man berücksichtigt, daß auf jeden Amerikaner ein jährlicher Holzverbrauch von über 230 Kubikfuß entfällt, während er in Deutschland nur 15 Kubikfuß beträgt.

China und das Abendland

In der Gesellschaft für ostasiatische Kunst sprach vor kurzem Professor Dr. Franke über Wandlungen in den abendländischen Anschauungen von der chinesischen Kulturwelt. Seine Ausführungen beschäftigten sich besonders eingehend mit dem unübertroffenen, aber in späteren „Bearbeitungen“ zu einem grotesken Zerrbild gewordenen Reisewerk des Venezianers Marco Polo von 1298 und setzten sich nachdrücklich für eine stärkere Bewertung der im 13. Jahrhundert von Franziskanern unternommenen Mongolen- und China-Mission ein, deren Resultate von den späteren, aber vielfach politisch gefärbten Berichten der Jesuiten aus dem Fernen Osten vollkommen in den Schatten gestellt wurden. China, das dem Altertum noch unbekannt blieb und auch nach der Entdeckung des Orients durch die Kreuzzüge trotz seiner schon in den römischen Kaiserzeiten einsetzenden Seidenausfuhr bis ins früheste Mittelalter für Europa nur ein verschwommener Begriff gewesen ist, wurde eigentlich erst durch die Wirkungen dieser, auch auf die Kunst des Trecento von Einfluß gewesen, franziskanischen Mission in das Blickfeld des Abendlandes gerückt.

Im 18. Jahrhundert setzte dann aber, nachdem die französischen Enzyklopädi-

sten merkwürdige Berührungen ihrer Bestrebungen mit östlichen Lehren entdeckten und Wolff, Voltaire, Montesquieu und besonders Leibniz die geistige und soziale Kultur Chinas zu einer Art Schutzpatron erwählt hatten, eine Überbewertung ein, die wahllos Einflüsse aufnahm und mit ihrem Hinneigen zum Bizarren und Spielerischen die Quelle aller späteren Mißverständnisse wurde. Und so vermochte weder die empfindsame Gefühlsstimmung des Rokoko noch das unter dem Zeichen von Technik und Handel stehende neunzehnte Jahrhundert zum Geistigen des Fernen Osten vorzudringen. Aber selbst heute noch, nachdem durch eine folgerichtig vorschreitende Sinologie für die Erforschung Chinas mehr geleistet worden ist als in vierhundert Jahren zuvor, müßten bei uns noch viele Hemmungen überwunden werden, damit sich die Anschauung mehr von der oft sturmgepeitschten Oberfläche der chinesischen Welt ihren wirklichen Kräften in der Tiefe zuwende. Das Gelingen hierfür würde allerdings auch von Kräften außerhalb der Wissenschaft abhängen.

Fünzig Jahre Auswanderung. Die Universität Columbia in den Vereinigten Staaten veröffentlicht eine Statistik über die Auswanderung aus Europa in den letzten fünfzig Jahren. Danach haben 19 300 000 Auswanderer während dieses Zeitraums Europa verlassen. 16 700 000 oder 86,7 Prozent ließen sich in Nord- und Südamerika nieder. Die Vereinigten Staaten allein nahmen 9 300 000 auf, die in der Hauptsache aus Nordeuropa kamen. Aus Spanien, Portugal und Italien siedelten sich 5 700 000 in Südamerika an, während 2 600 000 ihre Heimat in der übrigen Welt fanden.

Austausch. Etwa vierzig junge Reisende aus Chile, Ingenieure und Architekten, befinden sich zur Zeit auf einer Studienreise durch Deutschland, die mehrere Monate dauern soll. Sie beabsichtigen, die großen Industriewerke und die baulichen und kulturellen Sehenswürdigkeiten Deutschlands zu besuchen. Die Gäste, die unter Führung ihres Lehrers, des deutschblütigen chilenischen Professors Reinaldo Harnecker von Kretsch-

mann, stehen, besichtigten zunächst Hamburg, Lübeck, Kiel und Bremen und werden nun ins rheinisch-westfälische Industriegebiet weiterreisen. Der Deutsche akademische Austauschdienst und das Ibero-Amerikanische Institut, Berlin, haben die Organisation der Fahrt und die Führung in Deutschland übernommen.

Amerikas Interesse am Kölner Dom. Das außerordentliche Interesse, das der Kölner Dom als Kunstdenkmal auch im Auslande findet, beweist eine bemerkenswerte Neugründung in Köln. Hier wurde von amerikanischen Freunden des Kölner Doms die „American Cologne-Cathedral Society“ ins Leben gerufen, die den Zweck hat, alle an der Erhaltung und Verschönerung des Kölner Domes interessierten Kreise zusammenzuschließen. Die Neugründung will nicht Gelder für die Verwaltung und Erhaltung des Kölner Doms zur Verfügung stellen, sondern durch die Mitgliedsbeiträge der Gesellschaft für die Verschönerung des Doms und des Domvorplatzes werben.

Deutsches Theater in Brasilien. Im Itajahy-Tal im brasilianischen Staate Santa Catharina besteht der „Theater- und Musikverein Frohsinn“ zu Blumenau. Er besitzt bereits seit 40 Jahren ein eigenes Theater, das jedoch den neuzeitlichen Anforderungen nicht mehr entspricht. Daher hat der Verein schon vor einigen Jahren beschlossen, einen großen modernen Theaterbau zu errichten. Ein geeignetes Grundstück wurde erworben und dem Verein geschenkt, so daß nunmehr mit dem Bau begonnen werden soll. Die Mitglieder allein haben ungefähr die Hälfte der Baukosten aufgebracht, die 600 Contos (etwa 120 000 RM.) betragen, und der Hauptvorstand des Vereins wendet sich jetzt in einem Aufruf an alle Kreise, die für die Förderung der deutschen Kultur in Brasilien eintreten, mit der Bitte, ein Scherflein beizutragen, damit das neue Theater so bald wie möglich fertiggestellt werden kann.

Die enträtselte Sphinx. Die letzten Ausgrabungen bei der Sphinx unter Lei-

tung Professors Selim Hassans von der Universität Kairo ergaben überraschende Funde. So wurde bei der Freilegung des Sockels, der wenigstens 2000 Jahre lang unter den Sandmassen vergraben gewesen ist, eine Stele mit einer Weiheschrift gefunden, die besagt, daß die Sphinx zu Ehren des Sonnengottes Ra errichtet worden sei. Eine weitere Stele vermeldet das Opfer eines Pharaos Amenophis — bekanntlich waren vier Pharaonen Träger dieses Namens — in dem Sphinxtempel, der sich zwischen den Pranken der Sphinx befand und von Thutmosis IV. errichtet wurde. Durch die Auffindung der Stele mit der Weiheschrift ist das alte Geheimnis, das den Sphinx-Koloß umgab, entschleiert.

Ein Carel Fabritius entdeckt. Das Werk des größten Schülers Rembrandts, Carel Fabritius, der den Umschwung zur Hellmalerei herbeiführte und 32jährig durch die Pulverexplosion zu Delft 1654 ein allzu frühes Ende fand, ist durch einen wichtigen Fund bereichert worden. In einer Warschauer Kirche befand sich ein verschmutztes großes Altarbild, eine „Auferweckung des Lazarus“, unter dem Namen Dietrich. Das Bild wurde in der Werkstatt der polnischen Denkmalpflege restauriert; nach Abnahme zweier übermalter Schichten entdeckte man ein farbenreiches Bild der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts und schließlich im Dunkel die Signatur des Carel Fabritius. Juliusz Starzynski glaubt, daß es unter dem Einfluß von Rembrandts „Nachtwache“ und nach dieser gemalt sei, doch wird man es zu den ersten Arbeiten des jungen Fabritius im Atelier Rembrandts rechnen müssen.

Die deutsche Bauernnot in der Nordmark. Anläßlich der diesjährigen traditionellen Gründungsfeier des Vereins der Nordschleswiger in Kiel wurde eingehend über die wirtschaftliche Lage des Deutschtums in Nord-Schleswig berichtet. Dabei mußte besonders auf die Nachteile hingewiesen werden, die durch die dänische Valutapolitik in der dortigen Landwirtschaft entstanden sind. Die Steigerung der Krone auf Pari habe die Verschuldung sehr vergrößert und dazu

beigetragen, daß die dänischen Kreditinstitute in größerem Umfange deutschen Boden aufkaufen konnten. Seit der Abtretung Nord-Schleswigs hätten die deutschen Bauern mit 28 000 Hektar ihres Grundbesitzes fast ein Drittel des gesamten deutschen Bodenbesitzes verloren. Es bestehe die Gefahr, daß der deutsche Bauer allmählich entwurzelt werde. Um sie einzudämmen, hätten die Deutschen der Nordmark schon vor zehn Jahren die Kreditanstalt Vogelsang gegründet. Mit Nachdruck wurde in der gleichen Versammlung auf die vorbildliche Volkstumsarbeit der Dänen hingewiesen. Um so notwendiger sei eine deutsche Volkstumsarbeit für die Unterstützung des gerechten Grenzkampfes. Dabei müsse auf die Hilfe aller deutschen Volksgenossen gezählt werden.

Bei den Chaco-Indianern. Der Münchener Zoologe und Südamerikaforscher Hans Krieg ist vor einiger Zeit von einer sechsjährigen Studienreise aus Südamerika zurückgekehrt. Einen großen Teil seiner Studien widmete er den verschiedenen Indianerstämmen. Über das, was er bei den Indianern, insbesondere den Chaco-Indianern, erlebt hat, berichtete er in einem von der Hansischen Universität und dem Museum für Völkerkunde veranstalteten Vortrag. Was der Gelehrte erzählte, war manchmal gruselig anzuhören. So gelang es ihm zum Beispiel, sich einem Indianerstamm anzuvertrauen, der kurz vorher die gesamte weiße Besatzung eines Grenzforts während der Mittagspause umgebracht hat. Wochen und Monate hat er mit dem einen oder anderen Stamm zusammengelebt, wirkliche Freundschaft aber konnte er bei den Indianern nicht finden. Wegen ihrer Unberechenbarkeit mußte er immer auf alles gefaßt sein und häufig in Eile das Lager verlassen. Die Chaco-Stämme hält Hans Krieg für entartete Stämme. Ihre Mundarten sind sehr verschieden, die Geräte, wie Geschirr, Pfeile und Bogen, dagegen scheinen bei allen Stämmen ganz ähnlich zu sein. Der Vortragende wußte auch viel Interessantes von den Tobas, den Chamacocos und anderen Stammesgruppen zu berichten. Viele Stämme sind

durch Krieg oder Krankheit umgekommen. Fesselnd behandelte er die völkerkundlichen Gesichtspunkte und Einzelfragen, die Schlußfolgerungen aus der keramischen Ornamentik und aus dem Sprachschatz sowie den Sitten, die hilflosen Alten beim Abzug von der letzten Wasserstelle zu töten, damit sie nicht langsam verkommen. Die vielen Zuhörer folgten den Ausführungen mit großem Interesse.

Alte japanische Bauernstoffe. In der Aula der Textil- und Modeschule in Berlin wurde kürzlich eine Ausstellung gezeigt, die weit über die Grenzen von Berlin hinaus Bedeutung hatte, eine Ausstellung alter japanischer Bauernstoffe.

Diese geradezu einzigartige Sammlung, die von dem Japaner Natori zusammengetragen worden ist, bewies so recht die handwerkliche Kunst des japanischen Bauern und das Empfinden des japanischen Volkes; denn es handelt sich ja hier nicht um Kunstwerke begabter Menschen, sondern um regelrechte Gebrauchsgegenstände, wie sie im allgemeinen von der Bevölkerung hergestellt werden. Man sah auf der Ausstellung handgewebte Stoffe für Kimono, eigenartige Egasurigewebe, Dekorationen und ornamentale Veredelungen von Seidengeweben.

Engelbert Kaempfer, der Entdecker Japans. „Von keinem der Wanderer jemals übertroffen, schonte er sich nie, wenn es galt, die Wahrheit zu entdecken.“ So urteilte Albrecht von Haller, der berühmte Gelehrte, über Engelbert Kaempfer, dem das Abendland nichts Geringeres zu danken hat als die erste Erschließung Japans.

Im Jahre 1683 bahnt dem Dreißigjährigen die Gunst des Schwedenkönigs Karl XI. den Weg in die Weite. Er reist über Rußland nach Isfahan, lebt vier Jahre am Hofe des Perserschahs, durchstreift das Morgenland, tritt als Arzt in die Dienste der Holländisch-ostindischen Handelskompagnie und sammelt und sucht, jagd und forscht in den Ländern des gangetischen Busens. Doch all dieses genügt dem Rastlosen nicht, und erst als er 1690 nach Japan segelt, dem unbe-

kannten „Thule des Ostens“, da weiß er sich vor seinem großen Lebensziel.

In Japan, dem streng verschlossenen Reich, wird der Doktor und Magister zum listenreichen Kundschafter. Hier, wo aller Neugier Schwert und Galgen drohen, wo er mit seinen holländischen Gefährten als Gefangener auf einer kleinen öden Insel leben muß, wo Fremdenhaß und Todesdrohung ihn niederhalten wollen, schleicht er auf heimlichen Wegen wie ein Dieb in der Nacht und bringt das scheinbar Un erreichbare zuwege, der Welt die erste umfassende Darstellung des japanischen Inselreiches zu schenken.

Diese Erschließung Japans, eine einmalig große Tat, brachte Kaempfers Namen im achtzehnten Jahrhundert zu europäischem Ruhm und trug erheblich zur Geltung des Deutschtums im Osten und unter den angelsächsischen Völkern bei. Inzwischen sind mehr als zwei Jahrhunderte seit Kaempfers Tod dahingegangen, und es ist still geworden um das Andenken dieses Pioniers, der den Vergleich mit den großen Entdeckern der Weltgeschichte nicht zu scheuen hat. Erst unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, hier Wandel zu schaffen und Engelbert Kaempfer, dem großen Vergessenen, die Ehre zu geben, die ihm gebührt.

Schädelfund auf den Aläuten. Das Smithsonian Institut berichtet nach der Meldung eines Reuter-Korrespondenten in Amerika über einen neuen Schädelfund. Dr. Ales Hrdlicka, der Kurator für Physische Anthropologie an besagtem Institut, grub im letzten Sommer auf einer Insel der Aläuten-Gruppe einen Schädel aus, dessen Hirnraum 2005 Kubikzentimeter beträgt, was nach unseren bisherigen Kenntnissen ein außerordentlich großes Fassungsvermögen bedeutet. Soweit bis jetzt die Schädel in dieser Richtung gemessen worden sind, müßte das der zweitgrößte sein. Den größten Schädel, dessen Maße bekannt sind, hat der russische Romancier Turgenjew mit einem Gehirnfassungsvermögen von 2030 Kubikzentimeter.

Nach dem aläutischen Schädel folgen die Daniel Websters mit 2000 Kubikzenti-

meter, Bismarcks mit 1 965 Kubikzentimeter, Lafontaines mit 1 950 Kubikzentimeter, dann die Schädel Beethovens mit 1 750 und Kants mit 1 740 Kubikzentimeter.

Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, daß der Schädel, den Dr. Hrdlicka gefunden hat, einem Alëuten zugehört hat, da die Gesichtsknochen fehlen. Allerdings enthielt die Fundstelle ausschließlich alëutisches Material. Und es ist sicher nicht ohne weiteres möglich, den Grad der Intelligenz, der Weisheit oder gar der Genialität am Metermaß abzulesen und zu sagen, wer die größte Hirnmasse hat, ist der Gescheiteste. Dann müßte Kant in der angeführten Reihe der Geringste sein und Beethoven könnte voller Stolz auf seinen Vorsprung von 10 vor dem Königsberger hinweisen. Wohin kämen wir da! Nicht jeder Dickschädel ist ein Bismarck und nicht jedes Genie ist ein Dickkopf! — Nach Dr. Hrdlickas Ansicht ist der Träger des alëutischen 2 005-Kubikzentimeter-Schädels ein ungewöhnlich intelligenter Mensch gewesen.

Im Polarkreis wird es wärmer. Im Polargebiet sind die Schifffahrtsverhältnisse allgemein weit günstiger geworden; das zeigt schon die Tatsache, daß man heute die Erschließung eines Nordmeeresweges um Sibirien, der lange Jahrhunderte vergeblich gesucht worden ist, mit größerer Aussicht auf Erfolg wieder in Angriff nimmt. Es gibt aber auch sonst zahlreiche Erscheinungen, die eine Erwärmung des Polargebietes erkennen lassen. Gegenüber den ersten Jahren unseres Jahrhunderts hat die Eismenge in der Barentssee in den letzten Jahren bis zu 13 v. H. abgenommen. Als Nansen 1893 bis 1896 seine Fahrten ausführte, waren die kalten Oberflächenwasser des Polarmeeres in 200 Meter Tiefe von warmen salzigen Golfstromwassern des Atlantischen Ozeans unterlagert; in den letzten Jahren hat sich die untere Grenze der kalten Polarwasser-schicht mindestens bis zu 100 Meter gehoben.

Überall sind die Gletscher zurückgegangen, teilweise so stark, daß es äußerlich leicht erkennbar wird.

Auf Spitzbergen hat sich der Ostgletscher seit 1892 um fast zwei Kilometer zurückgezogen, und ebenso ist bei den anderen Gletschern Spitzbergens der Rückgang nachweisbar. Die atlantischen Strömungen am Nordkap und bei Spitzbergen sind in den letzten 15 Jahren von der Oberfläche auf 200 Meter Tiefe im Jahresmittel um 0,7 Grad wärmer geworden, was auf das Klima nicht ohne Einfluß geblieben sein kann.

An den Ufern von Island und Grönland hat das Eis im Meer in den letzten 15 Jahren merklich abgenommen, die Lufttemperatur dagegen zugenommen.

Auch in den Änderungen der Lebensverhältnisse von Tieren und Pflanzen zeigt sich die Erwärmung des Polargebietes. Man weiß jetzt, daß das Vorrücken der Erwärmung von Murman bis Nowaja Semlja ungefähr ein Jahr, von den Lofoten bis zum Norden Spitzbergens etwa zwei Jahre, bis zur Beringstraße vier bis fünf Jahre braucht; solche Vorausbestimmungen sind für die Schifffahrt auf dem Nordmeerweg um Sibirien von großer Bedeutung.

Die Schillschen Reiter 16 und 17 Jahre alt. Im Heeresarchiv der alten preußischen Armee im Geheimen Staatsarchiv in Berlin ist man auf einen Aktenband „das v. Schillsche Korps betreffend“ aufmerksam geworden, aus dem hervorgeht, wie jung die Reiter und Jäger des heldenhaften preußischen Offiziers gewesen sind. Selten fand man einen, der über 35 Jahre alt war. Viele waren erst 16 und 17 Jahre alt. Verheiratet waren die wenigsten.

Eine rumänische Goethe - Biographie. Universitätsprofessor Jon San - Giorgiu hat dieser Tage im Verlag „Fundatia pentru Literatura si Arta Carl II“ den ersten Band einer umfangreichen Biographie „Goethe“ in Druck gegeben. Dieser Band umfaßt 400 Seiten und verfolgt Goethes Leben und Werke bis zur Reise nach Italien. Eine längere Einleitung über die Sendung Goethes in der Weltliteratur, eine reichhaltige Bibliographie und zahlreiche Abbildungen werden die Arbeit umrahmen.

Zeitschriftenlese

In der „Europäischen Revue“ plaudert Lin Yut ang über „Chinas Volksgeist“.

„Unser Volksgeist ist weiträumig genug, daß wir ein kaiserliches Gesetzbuch entwerfen können, welches auf dem Ideal einer bedingten Gerechtigkeit beruht, und auf der anderen Seite vom äußersten Mißtrauen gegen Advokaten und Gerichtshöfe beseelt sind. Fünfundneunzig von hundert Rechtsfällen werden bei uns ohne Mitwirkung des Gerichts entschieden. Wir sind großzügig genug, uns ein höchst vertracktes Zeremoniell ausdenken und es dann praktisch doch als einen ungeheuren Jokus zu behandeln, wie sich zum Beispiel bei den chinesischen Begräbnissen mit ihrem Aufwand an Lustbarkeit deutlich zeigt. Wir befehlen das Laster, aber wir lassen uns durch sein Vorhandensein nicht in Erstaunen, geschweige denn in Unruhe versetzen. Wir bringen eine Revolution nach der anderen in Gang, aber großzügig wie wir sind, lassen wir uns am Ende auf einen Kompromiß ein und nehmen wieder die frühere Regierungsform an. Großzügig entwerfen wir ein wunderbares System öffentlicher Verantwortung, eine Beamten- und Verkehrsordnung, Regeln für den Gebrauch öffentlicher Büchereien, und großzügig werfen wir alle diese Systeme wieder über den Haufen, ignorieren und umgehen sie, treiben Schindluder mit ihnen und fühlen uns über sie erhaben. Wir wissen nichts mit einem undurchführbaren Idealismus anzufangen, und für jede Art von doktrinäer Theologie fehlt uns die Geduld. Wir lehren unsere Jugend nicht, wahre Kinder Gottes zu werden, sondern sich zu verhalten wie verständige, normale Menschengeschöpfe. Aus diesem Grunde glaube ich auch, daß die Chinesen im tiefsten Wesen humanistisch sind, und daß das Christentum bei ihnen keinen Boden gewinnen kann, es sei denn, es würde zuvor bis zur Unkenntlichkeit verändert. Nur ein Stück christlicher Lehre wird das chinesische Volk gerne annehmen, nämlich Christi Aufforderung, ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen zu sein.“

In der Zeitschrift „Die neue Rundschau“ gibt E. Delhoven einen „Beitrag zum Bilde Rilkes“. Folgende Äußerung des Dichters bezeichnet seine stimmungsmäßige Verbundenheit mit dem Jahreswechsel in der Natur:

Von solchen inneren Gesichtern und Aufrufen, an den großen Zeitwenden seines Lebens zur dichterischen Gewalt erhoben, gelangt Rilke zuletzt zu den Duineser Elegien. Dazwischen und vorher gähnen die gefürchteten leeren Pausen des Schaffenden, notwendig nach den innewohnenden Gesetzen, für den Künstler stets eine Zeit der Ungeschürztheit, der Hilflosigkeit, für Rilke geradezu ein Preisgegebensein an die Elemente und die leisesten Bestandteile einer Jahreszeit bis zum Sich-einbezogenfühlen in das vergehende Blatt, den entlaubten Baum: „Sie bekommen nur einen kleinen Brief auf ihren guten, reichlichen aus dem höchst nebensächlichen Grunde, daß ich friere und es vor Kälte am Schreibtisch nicht aushalte. So geht es mir immer auf den Herbst zu, und dieser Sommer nimmt sich nun so plötzlich zurück, daß ich kalt werde wie eine vom Winde ausgewehrte Lampe; und dunkel, ebenso dunkel. Die Jahreszeiten können mit mir anfangen, was sie wollen, ich stehe viel mehr auf ihrem Grunde als auf dem Boden des Menschlichen, nur daß ich leider immer weniger ausreiche, den Aufwand ihres schönen Glückes mitzumachen, während die Trübe und Verdrießlichkeit eines verfrühten Herbsttages alles Elend in mir findet, das gleichnishaft in ihr angelegt ist.“

In dem neuen „Atlantis“-Heft untersucht G. F. Hartlaub, welche Darstellung in Kunst und Mythos der Völker „die Engel“ erhalten haben; er gibt dabei u. a. eine Begründung der Mischwesen als eine Neuausstattung des Menschen mit „schon verlorenen Kräften“.

Man sollte sich die Engel, die geflügelten Übermenschen, nicht als erdachtes Gleichnis und Allegorie vorstellen, auch nicht als bloß übernommene, dann äußer-

lich christianisierte Viktorien. Es handelt sich um ein Symbol, ein notwendiges, das nur so und nicht anders erschaut werden konnte — wie alle echten Symbole des Traums und des Mythos (den man nicht mit Unrecht als ein Träumen der Volksseele bezeichnet hat). Zugleich haben wir im Engel wohl das höchste Geschöpf in jener großen Naturgeschichte des Unsichtbaren, die uns der Mythos der Völker geschenkt hat, das letzte in der mythobiologischen Entwicklungsreihe der Wesen, die den leeren Raum zwischen Gott und Mensch ausfüllen sollen, und die nur dem Nichtgläubigen bloße Fabelwesen sind oder werden.

„Omnis spiritus ales est, hoc angeli et daemones“, sagt der berühmte Tertullian (jeder Geist braucht Flügel, die Engel und die Dämonen). Die Beflügelung ist dem Areopagiten das Zeichen für „aufwärts gerichtetes Streben“. Der Mensch, das höchste und schönste, geistigste in der Reihe sichtbarer Lebewesen, hat doch, wie es scheinen mußte, gegenüber den niedrigen Tieren und Pflanzen manches eingebüßt, so etwa die Gabe des Instinkts; auch haben viele Tiere übermenschliche Kraft und Größe, vor allem aber mutet das Fliegenkönnen der Vögel als eine übermenschliche Bevorzugung dieser Tiere an. Alle Mischwesen, alle Tiernischverbindungen sollen also eine Neuausstattung des Menschen mit schon verlorenen Kräften andeuten, ein Geschöpf, das mehr ist als Tier und Mensch für sich genommen. Flügel, Fliegen, Sich-in-die-Lüfte-, In-den-Himmel-erhebenkönnen (schon der Traum kennt das Fliegen als Seligkeit), die Schwerkraft des Leibes überwinden: mußte das sich nicht als Bild auch für das sublimste und erhabenste übersinnliche Vermögen darstellen? Bei den Griechen und den Römern ist das Fliegen der Genien noch sozusagen waagrecht, parallel mit der Erde, sie fliegen von Ort zu Ort; bei den Christen ist es ein senkrechttes Emporsteigen: in die Sternenvelt zuerst (wo jeder Planet seinen Engel hat), durch die Sphären, die schon der altheidnische Orient kannte, aber noch darüber hinaus in die unräumliche, unkörperliche, nicht mehr an irgendeinen Ort gebundene Lichtäther-

welt, wo Leib zu Geist geworden ist und wo der Christ seinen „Himmel“ weiß, der nur noch gleichnisweise Himmel heißt. So wie der Mensch mit den Flügeln, wie sein Fliegen und Emporsteigen nur noch Gleichnisse geworden sind eines unbeschreiblichen Höhenfluges, Sursum corda.

In dem Organ des Deutschen Frauenwerks, **„Frauen-Kultur“**, wird die Antrittsrede von Prof. Dr. Hans F. K. Günther an der Universität Berlin veröffentlicht, in der unter dem Thema **„Die Erneuerung des Familiengedankens in Deutschland“** auf die ersten Kräfte im Dienste der Familienforschung hingewiesen wird.

„Wenn wir uns in den deutschen Werken über Gesellschaftswissenschaft (Soziologie) oder in Handbüchern der Staatswissenschaften und dergleichen umsehen, was hier über Familie gesagt wird, so zeigt sich öfters eine gewisse Verlegenheit der Verfasser, die sich bemühen, auch über Familie etwas Richtiges zu sagen, Anschauungen zu erörtern und Schrifttum anzugeben. Fast nirgends aber wird Familie in lebendigem Geiste erfaßt, fast nirgends wird die Bedeutung der Familie für Volk und Staat erkannt oder die Bedeutung der Familie für jeglichen Plan einer Volksaufzucht auch nur geahnt. Aus mehr oder minder geistreichen Untersuchungen über die Zerfalls-Ehen unserer Zeit, die dann als ‚Paarbeziehung‘ oder als ‚Gesellschaft zu Zweien‘ oder als ‚Hausratsgemeinschaft‘ nicht unrichtig gedeutet worden sind, konnte sich eine tiefere wissenschaftliche Betrachtung des Wesens der Familie nicht ergeben, geschweige eine Wiederbelebung des Familiensinns.“

Von außen her, durch das Drängen der fortschreitenden Erbgesundheitslehre, für welche gerade die Familie in den Mittelpunkt der Betrachtungen rücken mußte, so mehr von außen her sind schließlich manche Vertreter der Gesellschaftswissenschaft, der Geschichtsforschung und anderer Fächer zur Aufmerksamkeit auf die Familie gelenkt worden. Von der aufblühenden Familienforschung — Ötökar Lorenz, Arnim Tille, Friedrich v. Klocke und andere wären hier zu nennen — sind

weitere entscheidende Antriebe ausgegangen zu einer Vertiefung der Anschauungen über die Familie. Die Kirchen haben das Familienleben nie außer acht gelassen, und die katholische Kirche hat mit dem Hirtenbrief der Bischofszusammenkunft in Fulda vom Jahre 1913 schon versucht, den Zersetzungserscheinungen im Familienleben entgegenzutreten. Die protestantische Kirche, die an sich weniger zur Betrachtung von Gemeinschaftsformen neigt als die katholische, hat sich der Zersetzung erst später entgegengestellt, in einer Zeit, in der allerdings der politische Katholizismus sich dann mit Parteien und Männern verbunden hatte, die an der Zersetzung der deutschen Familie offenkundig teilnahmen."

Der deutsche Studentenaustausch im Studienjahr 1936/37

Die Zeitschrift „Hochschule und Ausland“, das Blatt des Akademischen Austauschdienstes, veröffentlicht aus dem Arbeitsgebiet seiner Behörde folgende interessante Statistik:

Im Studienjahr 1936/37 weilen 152 deutsche Studenten und Studentinnen und junge Wissenschaftler durch Vermittlung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes im Auslande, und zwar in:

den Vereinigten Staaten und Kanada	52
Großbritannien und Irland	22
Italien (einschließlich Mussolini-Stipendiaten)	22
Frankreich	12
Japan	8
China	6
Ungarn	6
der Tschechoslowakei	5
Portugal	4
Island	4
Finnland	3
der Südafrikanischen Union	3
Polen	2
Dänemark	2
Chile	1

Zum ersten Male sind im Herbst 1936 Austauschstudenten nach Dänemark und

nach Chile entsandt worden. Der Austausch mit dem Fernen Osten und der Südafrikanischen Union ist weiter ausgebaut worden, und der Austausch mit den übrigen Ländern hat im gewohnten Umfange fortgesetzt werden können. Eine entsprechende Anzahl ausländischer Studenten und Wissenschaftler findet sich zum Semesterbeginn an den ihnen vom Deutschen Akademischen Austauschdienst bestimmten deutschen Universitäten und Hochschulen ein.

Im FeriENAustausch (2 Monate) gingen insgesamt 50 deutsche Studenten nach Ungarn, Rumänien und Jugoslawien; die gleiche Anzahl Südosteuropäer verbrachte dieselbe Zeit in Leipzig und Dresden, wo sie, wie die deutschen Studenten in den vorerwähnten Ländern, die Sprache und Wirtschaftsverhältnisse des Gastlandes kennenlernten.

Deutschlands Wehrfreiheit, die der Führer verkündete, ist heute Wirklichkeit geworden. Den Aufgaben und Zielen der Wehrmacht des Dritten Reichs ist das kürzlich erschienene Sonderheft der „**Illustrierten Zeitung Leipzig**“ (Verlag J. J. Weber) gewidmet, das, wie Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg in seinem Geleitwort sagt, dazu beitragen soll, Sinn und Notwendigkeit soldatischer Erziehungsarbeit dem ganzen deutschen Volke näherzubringen. Der umfangreiche redaktionelle Teil enthält nicht weniger als 22 Beiträge, in denen hervorragende militärische Führer des Heeres, der Luftwaffe und Kriegsmarine zu den Fragen deutscher Wehrpolitik Stellung nehmen. Einen geschichtlichen Rückblick über das deutsche Heer von den Urfängen in der Frühzeit des Germanentums, die Ritterheere, das Landsknechtstum, die siegreichen Armeen des großen Friedrichs bis zum unbesiegten deutschen Heer des Weltkrieges gibt General Beck, Chef des Generalstabs des Heeres. Zahlreiche gut ausgewählte Bilder, viele farbige Kunst- und Tiefdruckbeilagen mit erläuternden Textangaben vermitteln ein sehr anschauliches Bild vom Leben und von der Arbeit der Wehrmachtsteile.

Büchertafel

Jahreskalender „Kunst und Leben 1937“. Verlagsbuchhandlung Fritz Heyder, Zehlendorf. Preis 2,80 M.

Die Uhr zeigt die Stunde, der Kalender den Tag an. Die Sonne geht auf und unter. Die Zeit drängt die Menschen; sie fordert den Einsatz des Lebens; sie verlangt Tun und Träumen, ruft an, daß wir den Augenblick wahrnehmen, aber auch über ihn hinaus sinnen, daß wir uns auf Ziel und Weg besinnen, die Möglichkeiten abschätzen und uns der führenden und der helfenden Kräfte bewußt werden.

So leitet Fritz Heyder die neue Jahresausgabe seines vorzüglichen, hochkünstlerischen Kalenders „Kunst und Leben“ ein, Holzschnitte und Zeichnungen bekannter deutscher Künstler, die eigens für diese Arbeit entstanden, geben den Sonntagen ihr festliches Gepräge. Für die Werktage einer jeden Woche sind wertvolle Worte und Verse unserer Philosophen und Dichter vorangestellt. Hs.

Der Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst beim Reichs- und Preußischen Ministerium des Innern stellt im Verlag Wilhelm Limpert, Berlin, einen Kalender „Gesunde Tage“ 1937 heraus, in Form einer Tagesblockausgabe mit 368 Bildblättern, doppelseitig bedruckt. Preis 3,— M.

Reichsminister Dr. Frick gab der Erstausgabe dieses Kalenders ein Geleitwort: „Nur ein an Leib und Seele gesundes Volk wird den Kampf ums Dasein siegreich bestehen.“ Alle uns angehenden Probleme der Menschwerdung — Menschbildung — des Menschseins sind zu täglichen Ratschlägen zusammengestellt. Hygiene, Kleidung, Ernährung, Medizin und die notwendige Gymnastik werden uns zweckdienlich in diesem umfangreichen Kalender in des Wortes wahrster Bedeutung „täglich“ vor Augen geführt. 365 Fotos sind, oft zur Erläuterung des Gesagten, oft als reine Landschafts-, Werk- oder Gruppenbilder, neben prägnanten Zitaten großer Deutscher zur wertvollen Bereicherung dieses vorbildlichen Kalenders zusammengetragen. Hs.

Der Dritte im Bunde gegen menschliche Zerstreuung und Vergeßlichkeit ist der Kalender „Sehen und Erleben“ 1937. Verlag Werner Klotz, Zittau i. Sa. Preis 1,— M.

Dieser neue Kalender mit 24 Großformat-Postkarten in Kupfertiefdruck mit vorwie-

gend Landschaftsaufnahmen ist ein Juwel sorgsamer und geschmackvoller Handwerkskunst. Die dargestellten Motive auf den abtrennbaren Postkarten, das Halbmonatskalendarium mit Schreibraum ist oberhalb der Karten eingeklebt, verraten beste Sachkenntnis und Auswahl des den Kalender herausgebenden Verlages. Hs.

Insel-Almanach auf das Jahr 1937. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1936. 198 Seiten. Preis gebd. —,80 M.

Ein vorangestelltes Kalendarium, dann besinnliche Geschichten und Legenden, Gedichte und Anekdoten. Wir lesen darin Namen berühmter Lyriker wie: Fr. Schnack, Gebr. Grimm, Hans Carossa, Neidhart von Reuenthal usf. Von Rainer Maria Rilke zwei Briefe an die Gräfin Margot Sizzo, einen Auszug aus Meister Eckharts „Reden der Unterweisung“, H. Fr. Blunck: „Warum die Igel sich nur zur Nacht sehen lassen“, dazu volkstümliche Rätsel. Reproduktionen und Zeichnungen (von Wilhelm Busch und Friedrich Fischer) tragen zur künstlerischen Ausgestaltung dieses empfehlenswerten Büchleins bei. — Eine Bücherliste der Veröffentlichungen des Insel-Verlages beschließt den Almanach.

Der Reichs-Tierschutzbund, die Spitzenvertretung des deutschen Tierschutzes, bringt für das Jahr 1937 zwei Neuauflagen des bekannten Tierschutzkalenders heraus. Es ist hier wieder etwas Vollkommenes geschaffen worden. Die Erzählungen bieten in unaufdringlicher Form, das Ziel verfolgend, Wirklichkeitsbilder, die nicht nur wertvoller Unterhaltungsstoff sind, sondern zugleich Wegweiser sein können zur kulturellen Weiterentwicklung. Reichs-Tierschutzbund, Berlin SW 61. Preis für Ausgabe A: 10 Pfg., Ausgabe B: 12 Pfg.

Gerhard Ramlow, Männer des Nordens. Verlag Richard Bong, Berlin. 1936. Preis: 3,80 M.

In „Männer des Nordens“ wird in vier Erzählungen das Leben der Wikinger geschildert, wie es nach den alten Sagas überliefert wurde. Es besteht im deutschen Volk, das blutmäßig mit diesen Helden der Vorzeit verbunden ist, eine viel zu geringe Kenntnis von dem Leben der Männer und Frauen des Nordens. Liegt es nicht näher, daß unsere Jungen und Mädchen zunächst einmal genauer Bescheid wissen sollten über das Leben ihrer

Vorfahren, als über das der Römer, Griechen oder Perser, ohne natürlich diese alten Kulturvölker zu vernachlässigen? Aus unserer Vorgeschichte können sie lernen, wie über allem im Staate Ehre und Sittlichkeit stehen, und, wenn auch die Zeiten der Blutrache vorüber sind, welchen Wert die enge Zusammengehörigkeit der Familie besitzt.

Man muß wünschen, daß der Verlag die dankenswerte Arbeit fortsetzt, die Kenntnisse über alte germanische Zeiten in Form leicht verständlicher Erzählungen dem deutschen Volke zu vermitteln, damit unsere junge Generation mehr von ihren ruhmreichen Vorfahren erfährt, als es bei der älteren der Fall war. Philipp, Konteradmiral a. D.

Kalewala. Das Heldenlied des finnischen Volkes. Erzählt von Dr. Arthur Luther. Mit einem Geleitwort von Maila Talvio. 216 S. Ganzleinen 3.60 M. Esche-Verlag in Leipzig W 31, Nonnenstr. 38.

Die Finnen haben immer besondere Hineigung zu dem deutschen Volke gezeigt. Insbesondere werden die Finnländer es uns niemals vergessen, daß wir in ihrem Freiheitskampf in echter Nibelungentreue ihnen zur Seite gestanden haben. Da erscheint es naturgemäß, daß wir auch dem finnländischen Schrifttum lebhaftes Interesse entgegenbringen. Ein feinsinniger Vermittler zwischen deutscher und osteuropäischer Dichtung ist der Herausgeber des vorliegenden Buches. Dr. Luther, seit bald zwanzig Jahren Bibliothekar an der Deutschen Bücherei in Leipzig, früher Professor in Moskau, war zu dieser wertvollen Arbeit in besonderem Maße geeignet. Er hat uns in „Kalewala“ die nordische Welt und die nordischen Menschen nahe gebracht. Er erzählt uns in kraftvoller, dem Geist der nordischen Dichtung wunderbar gerecht werdender Prosa die Geschichten von Wäinämöinen und Ilmarinen, Lemminkäinen und Kullervo. Diese Geschichten von Heldentaten im Dienste der Freundschaft und Volksgemeinschaft, von unheimlichen Zauberkünsten und unbeugsamen Mannesmut, der sie

überwindet, von hingebender Mutterliebe und der Macht des Gesanges sprechen seelenverwandt zu unserem Herzen, so daß wir in den Geist und in das Wesen der finnischen Dichtung eindringen und sie erfassen. Die gefeierte finnische Dichterin Maila Talvio hat dem Lutherschen Buche ein feines Geleitwort geschrieben, worin sie sagt: „Wir Finnen freuen uns, wenn unsere ‚Kalewala‘ hinaus in andere Länder dringt, ihnen unsere Grüße zu bringen. Da Deutschland stets gut Freund mit Finnland und den Finnen gewesen ist, sind wir besonders froh, daß unsere ‚Kalewala‘ jetzt in die Hände deutscher Leser gelegt wird. Möge es ihnen Freude schenken und durch die Freude Kraft!“ Das wünschen wir auch. Wir glauben, daß das finnische „Kalewala“ in unserem Volke einen großen Leserkreis finden wird, auch unter der Jugend, so daß das Buch dazu beiträgt, die Freundschaft zwischen dem deutschen und dem finnischen Volke zu festigen und zu vertiefen. Hermann Otto.

Aufgesessen! Die Freiheit ruft! Ein Reiterroman. Von Hans Lehr. Drei-Türme-Verlag, Berlin. 225 S.

Einige Ereignisse aus dem Dörnbergaufstand von 1809 sind in einer kleinen romanhaften Erzählung verbunden worden. Das ganze ist frisch und fesselnd erzählt.

Wehrmachtkalender 1937. Verlag F. Bruckmann A.-G., München. Preis 1,80 M.

Seine rühmenswürdige Besonderheit ist die in ganz ausgezeichneten Bildern für je eine Woche gebotene Auswahl aus 200 Jahren der ruhmvollen Geschichte des deutschen Heeres und der Marine vom großen König über Blücher zu Lettow-Vorbeck und Seeckt, von prunkvollen Friedensparaden über dem Reichsarchiv entnommene Aufnahmen vom Weltkrieg bis zu modernsten Manöverübungen mit neuestem technischen Gerät zu Lande und zu Wasser. Geschichtliche Gedenktage und Erläuterungen der Texte sind beigelegt. W f.

Beachten Sie unser vorteilhaftes Angebot der Sammelmappe

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C 2, Fernruf: der Schriftleitung: J 6 Bleibtreu 1548 / Für die Anzeigen: A. Chudzinski, Berlin W 35, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, W 35, Potsdamer Str. 111, Fernruf: B 2 Lützow 9096 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21 / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. IV. Vj. 1936: 5000 / Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 1.



Achtung!

Die
Sammelmappe

*für den Jahrgang 1936
der Zeitschrift*

„Länder und Völker“

*ermöglicht jedem unserer
Bezieher die Aufbewah-
rung der 12 Hefte in Form
eines geschmackvollen,
handlichen Buches.*

*Die Sammelmappe wird ge-
brauchsfertig geliefert, ein pa-
tentiertes Verfahren, die Hefte
selbst einzufügen, erübrigt ein
besonderes Einbinden.*

*Der Sammelmappe wird
das Inhaltsverzeichnis, so-
wie ein ausführlicher In-
dex beigelegt werden.*

*Die Gesamtkosten belaufen sich
bei freier Zustellung auf*

RM 1.50

Bestellungen an den Verlag erbeten

**Als neues, großes Standardwerk
der Erdkunde**

und als

eine überragende Leistung deutscher Kultur
erscheint mit gegen 4000 scharfen Bildern und Kärt-
chen, dazu 300 farbigen, naturnahen Landschafts-
bildern, vielen großen Übersichtsarten:

Handbuch der geogr. Wissenschaften

Hrsg. von Prof. Dr. Fritz Klute in Verein mit Uni-
versitätslehrern, Schulgeographen und Forschungs-
reisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft
unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrens-
werte Werk liefert zu günstigen Bedingungen

ARTIBUS et LITERIS

Gesellschaft f. Geistes- u. Naturwissenschaften m. b. H.
Berlin-Nowawes

Man verlange ausführl. Angebot u. Ansichtssendung C 3

**Das „Haus der
Länder“**

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen
Lage in der Innenstadt die
günstigste Gelegenheit für

**Theaterspiel und
Filmvorführungen,
Vorträge und
kulturelle Veranstaltungen
jeder Art**

In erster Linie sollen dort die Aus-
lands-Vereinigungen und Kolonien
der Deutschland befreundeten frem-
den Völker mit ihren hiesigen Mit-
gliedern und ihren Freunden eine
Heimstätte für ihre nationalen Feiern
und Feste finden.

Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle
Gesellschaft für Länderkunde
Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

LÄNDER UND VÖLKER

Die deutsche Monatsschrift für Außen- und Kulturpolitik

„Länder und Völker“

dient

der wechselseitigen Kenntnis der Nationen und dem Verstehen zwischen den Völkern.

„Länder und Völker“

unterrichtet

über die weltanschaulichen Wandlungen und Probleme im Bereich der Politik, der Wirtschaft und des Geisteslebens in der Welt.

„Länder und Völker“

beobachtet

die geistigen und politischen Strömungen in der Welt und berichtet laufend über die Beziehungen der Nationen zueinander.

Mit dem jetzt erschienenen Januarheft 1937 wurde der 67. Jahrgang begonnen. Der jetzt abgeschlossene 66. Jahrgang ist in vornehmer Sammelmappe zum Preise von RM 6,50 erhältlich und kann direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Im September erschien ein Sonderheft: »Großarabien«

Im Oktober erschien ein Sonderheft: »Stiller Ozean«

Im Dezember erschien ein Sonderheft: »Amerika«

Die einzelnen Sonderhefte sind zum Preise von RM 0,50 zuzüglich Porto noch zu haben; Bestellungen direkt beim Verlage oder jeder Buchhandlung.

